

Melanie Winiger, Roger de Weck, Cédric Wermuth, Geoffrey Rush

Nummer 12 – 20. März 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Marine Le Pen

Wer ist Europas umstrittenste Politikerin? Woher kommt sie?
Was will sie? Eine Serie in drei Teilen. *Von Urs Gehriger*

Ueli Maurer kämpft für die Neutralität der Schweiz

Der Bundesrat über die Rückkehr der Machtpolitik in Europa.
Von Philipp Gut, Roger Köppel und Florian Schwab

ALLES ÜBER
LEXUS IN DIESER
AUSGABE.



 LEXUS
NO.1 PREMIUM HYBRID



DER NEUE SEAT LEON CUPRA 280 PS. ULTIMATIVER ADRENALINKICK.



ENJOYNEERING

AB FR. 35'950.-*

FOLGEN SIE UNS AUF:     **SEAT.CH**

*SEAT Leon SC CUPRA 2.0 TSI 265 PS, Listenpreis Fr. 37'950.- ./.. WOW!- Bonus von Fr. 2'000.- = Endpreis Fr. 35'950.-, Verbrauch: 6.6 l/100 km; CO₂-Emissionen: 154 g/km; Energieeffizienz-Kategorie F. Abgebildetes Modell: Leon SC CUPRA 2.0 TSI 280 PS, Listenpreis Fr. 43'720.- ./.. WOW!- Bonus von Fr. 2'000.- = Endpreis Fr. 41'720.-, Verbrauch: 6.6 l/100 km; CO₂-Emissionen: 154 g/km; Energieeffizienz-Kategorie F. Durchschnitt der CO₂-Emission der Fahrzeuge in der Schweiz: 148 g/km. Weitere SEAT Angebote finden Sie auf seat.ch

Intern

Die Medien behandeln sie mit der Feuerzange. Das Polit-Establishment meidet sie wie eine Aussätzige. Keine Frau ist in Europa so umstritten wie Marine Le Pen. Und keine agiert so eloquent und schlau wie die Chefin des Front national (FN). Die 45-Jährige hat die Partei aus der rechten Schmutzdecke herausgeführt und für sämtliche Schichten wählbar gemacht. Gemäss neusten Umfragen teilt ein Drittel der Franzosen und die Mehrheit der Arbeiterschaft die Ansichten der Le-Pen-Partei. Wer sind die «Le Pen», eine der schillerndsten Familien in Frankreichs Geschichte? Was will die Frau, die die EU als «Sowjetunion von



«Links von Obama»: Marine Le Pen.

Europa» bezeichnet und von sich sagt, sie stehe «links von Obama»? Welches ist ihr Netzwerk, was das Geheimnis ihres Erfolgs? Urs Gehrigger hat Marine Le Pen in den letzten Wochen auf ihrer Werbetour für die Kommunalwahlen (23. und 30. März) durch Festhallen, Säle und Spelunken begleitet. Er hat Weggefährten und Feinde über das Phänomen Le Pen befragt und mit Beratern über ihre Vision gesprochen. Erste Folge unserer dreiteiligen Serie: **Seite 44**

Es war eine Art journalistische Parallelaktion, die die *Weltwoche* aus aktuellem Anlass vergangenen Dienstag in der Bundesstadt unternahm. Am Morgen besuchten Philipp Gut, Roger Köppel und Florian Schwab den russischen Gesandten Alexander Golovin in seiner Residenz im Berner Botschaftsviertel. Wer aufgrund westlicher Medienberichte einen finsternen Zyniker der Macht erwartet hatte,



«Wiederkehr der Machtpolitik»: Ueli Maurer.

wurde enttäuscht. Nüchtern und klar legte Golovin bei Schwarztee und Gebäck das hierzulande unterbelichtete Sicht der Russen auf den Konflikt dar. Den nächsten Ortstermin hatten die fliegenden Reporter bei Bundesrat Ueli Maurer im Hauptquartier des Verteidigungsministeriums. Der Konflikt in der Ukraine und die Wiederkehr der Machtpolitik bildeten den Ausgangspunkt für ein intensives und offenes Gespräch über die Neutralitätspolitik der Schweiz. Die Gefahr bestehe, dass wir in internationalen Organisationen wie der OSZE den Ruf als glaubwürdige neutrale Vermittler aufs Spiel setzten, so Maurer. Es brauche eine Renaissance der echten Neutralität. **Seiten 16 und 19**

Vorsorge planen.

LGT. Ihr Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch/vorsorgen



Private
Banking

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigger,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Jeroen van Rooijen,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Maya Wipf (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggsprühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Die berühmte, 1964 gegründete Patrouille Suisse zelebriert 50 Jahre Spitzenkönnen im Flug. Mit ihren sechs rot-weiss bemalten Überschalljägern und ihren Top-Piloten hat sie sich als eine der weltbesten Formationen und als Botschafterin für Präzision und helvetische Vortrefflichkeit durchgesetzt. Zur Feier dieses Jubiläums legt Breitling – der privilegierte Partner der Aeronautik – eine Spezialversion seines Aviatikchronografen Chronomat auf mit dem offiziell Chronometer-zertifizierten Doppelzeitonen-Manufakturkaliber B04. Ein Kondensat aus Power und Performance. Willkommen in der Welt der Elite.

BEYER
UHREN UND JUWELEN

BEYER CHRONOMETRIE AG · BAHNHOFSTRASSE 31 · ZÜRICH
TEL +41 (0)43 344 63 63

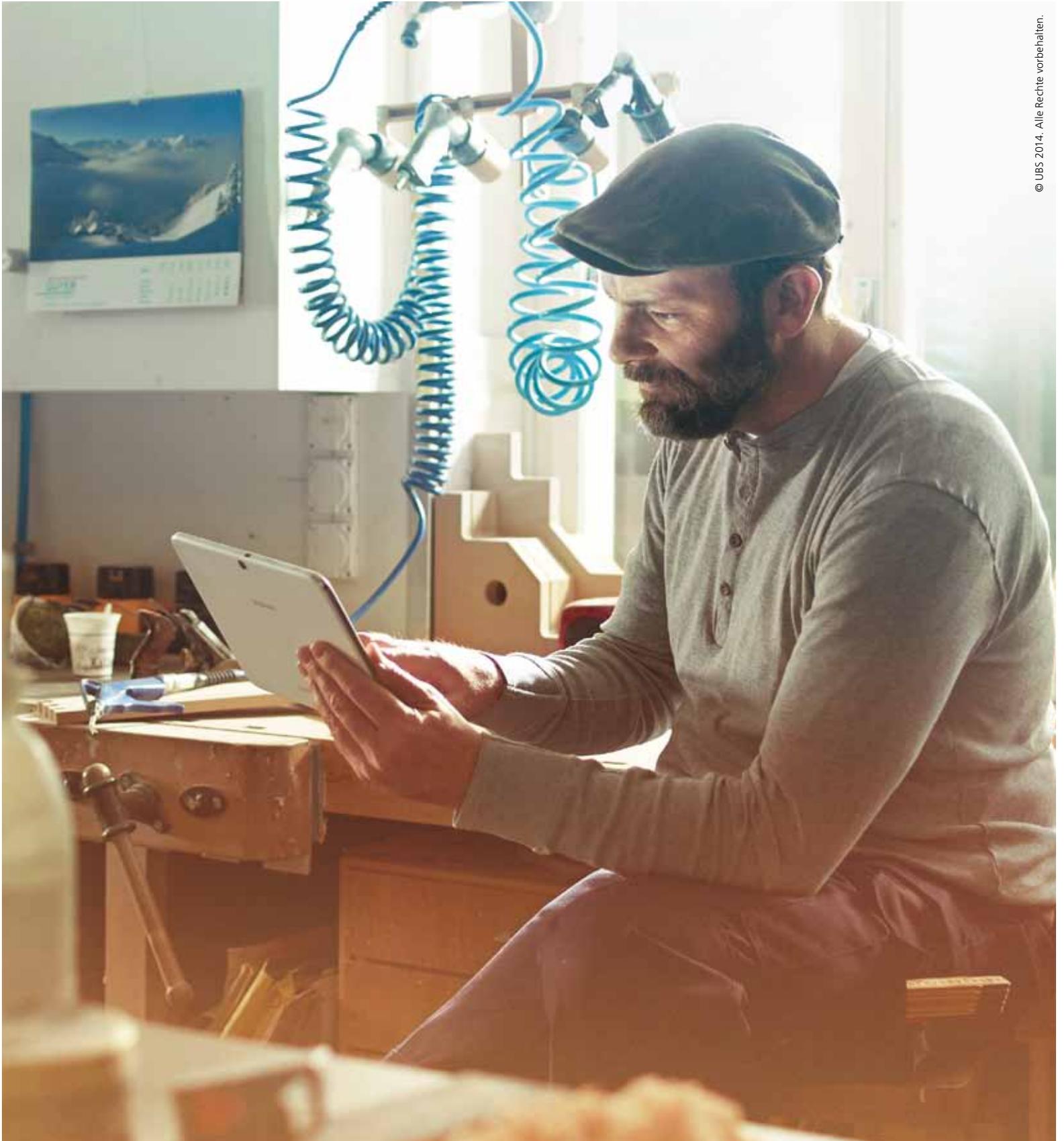
WELCOME TO OUR WORLD



CHRONOMAT 44 GMT



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



© UBS 2014. Alle Rechte vorbehalten.

Immer dabei: *UBS Mobile Banking.*

www.ubs.com/mobile

Wir werden nicht ruhen



Neutralität!

Die Machtpolitik kehrt zurück. War sie je weg? Die bewaffnete, neutrale Schweiz hat eine grosse Chance. Von Roger Köppel

Was bedeutet die Krim-Krise für die Schweiz? Die Vorgänge in der Ukraine belegen ungeachtet ihrer Bewertung: Klassische Machtpolitik ist eine Realität. In Osteuropa prallen westliche und russische Interessen aufeinander. Man sollte die Gegensätze nicht durch moralische Verleumdungen zuspitzen und übertreiben. Keine Partei kann sich auf einen verbindlichen, objektiven Rechtsstandpunkt stellen. Alle haben irgendwie recht, alle haben irgendwie unrecht. Das ist Politik. Für die Schweiz heisst dies: Sie muss strikte Neutralität bewahren. Auf keinen Fall darf sie sich von der einen oder anderen Seite einspannen, vereinnahmen lassen. Mischt euch nicht in fremde Händel ein! Neutralität macht einsam, Neutralität ist kalt. Hat die Schweiz die Kraft, zu ihrer bewährten aussenpolitischen Doktrin der «dauerhaft bewaffneten Neutralität» zu stehen? Sind wir eigentlich noch bewaffnet? Dauerhaft? Aussenminister Burkhalter weigert sich seit Jahren, dieser Zeitung ein Interview zu geben. Er sagte am Radio, der Bundesrat denke darüber nach, ob sich die Schweiz an den Sanktionen gegen Russland beteiligen solle. Verückt. Allein der Gedanke an Sanktionen ist ein Bruch mit der Neutralität. Die Schweiz hätte jetzt eine grosse Chance. Sie könnte als ehrliche Vermittlerin zwischen den Konfliktparteien, wenn erwünscht, ihre «guten Dienste» leisten. Sie könnte durch Respekt den Respekt der Russen gewinnen. Die Renaissance der Machtpolitik bringt auch die Rückkehr der bewaffneten Neutralität. Im Bundesrat erkennt nur Ueli Maurer diese grosse Chance. Er verdient volle Unterstützung.

Wladimir Putin: Der russische Präsident ist das Lieblingsfeindbild der westlichen Politik, der Journalisten und der Intellektuellen. Die ehemalige US-Aussenministerin Hillary Clinton verglich ihn bereits mit Hitler, führende Zeitungen nennen ihn einen Brandstifter. Der geschichtsblinde Hochmut der Verisse ist nicht auszuhalten. Man muss Putin nicht verherrlichen, aber man sollte ihn nicht dämonisieren. Putin übernahm von seinem dauerbetrunkenen Amtsvorgänger Boris Jelzin vor vierzehn Jahren einen Trümmerhaufen. Man macht sich von den Ausmassen keinen Begriff. Nur eine Zahl: Die einstige Supermacht lag am Ende der neunziger Jahre punkto Pro-Kopf-Einkommen hinter Nami-



«Schnappt die Gewehre».

bia und Botswana. Das russische Sozialprodukt war um desaströse 43 Prozent abgestürzt zwischen 1991 und 1997. Zum Vergleich: Die Grosse Depression der dreissiger Jahre gilt als das traumatisierende Untergangserlebnis der Vereinigten Staaten. Der Einbruch des Sozialprodukts betrug «nur» 32 Prozent.

Russland war im Begriff, zur Beute krimineller Oligarchen zu werden. Teilstaaten Russlands drohten sich abzuspalten. In der Regierung wirkten nachweislich Verbrecher. Rund 50 Millionen Menschen lebten unter der Armutsschwelle. Die Armee war eine Lachnummer. Nuklearwaffen verschwanden. Der spektakulärste Fall betraf einen russischen



Mafiaboss, der ein sowjetisches Atom-U-Boot zu einer mobilen Kokainraffinerie umrüsten wollte und fast reüssierte. Die Ermordungsrate in den Städten war 30-mal höher als in Grossbritannien. Der stellvertretende Ministerpräsident Boris Nemtsow sprach von «Gangster-Kapitalismus». Putin ist kein lupenreiner Demokrat, gewiss nicht, aber er traf auch keinen lupenreinen Staat an. Der frühere Judokämpfer und Geheimagent brachte es fertig – auch dank dem Glück steigender Rohstoffpreise –, das abgewrackte Russland einigermaßen zivilisiert und friedlich in die Gegenwart zu führen. Das ist alles andere als selbstverständlich. Als die einstige Supermacht Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg einstürzte, folgten Hitler und der Zweite Weltkrieg mit Abermillionen von Toten. Es ist dumm und unfair, den russischen Präsidenten in die Ahnenreihe dieses Massenmörders zu stellen.

Die Irrtümer des Westens: Die Doppelmoral und Heuchelei von USA und EU gegenüber Russland sind bemerkenswert. Zu Beginn der neunziger Jahre wurde den Russen versprochen, das westliche Militärbündnis Nato werde keine Osterweiterung betreiben. Das Versprechen wurde gebrochen. Im Jugoslawienkrieg akzeptierte der Westen die Loslösung der Teilrepublik Kosovo aus Serbien. In der Ukraine bezeichnet der gleiche Westen die Loslösung der Krim aus der Ukraine als illegal. Der Westen verletzte, zum Teil völkerrechtswidrig, die territoriale Souveränität von Serbien, dem Kosovo, dem Irak und Libyen. Der gleiche Westen fordert heute Russland auf, die territoriale Integrität der Ukraine zu respektieren. Der Westen beruft sich auf die ukrainische Verfassung, um die Volksabstimmung auf der Krim für illegal zu erklären. Der gleiche Westen hat überhaupt kein Problem damit, dass der ukrainische Ex-Präsident Janukowitsch verfassungswidrig abgewählt wurde. Die Parlamentsabstimmung brachte nur 72,88 Prozent statt der geforderten 75 Prozent der Stimmen. Der Westen geisselt Putin als machiavellistischen Machtpolitiker. Der gleiche Westen will seine Macht- und Einflussphäre bis an die unmittelbaren Grenzen Russlands ausdehnen. In der Ukraine setzen EU und Nato auf die regierende ultranationalistische, antisemitische Swoboda-Partei, von deren Vorsitzenden folgendes Zitat überliefert ist: «Schnappt euch die Gewehre, bekämpft die Russensäue, die Deutschen, die Judenschweine und andere Unarten.» Kurz: Der Westen ist unglaublich, wenn er den Russen Vorlesungen in Moral und Völkerrecht hält.

Die USA und die EU sind auf einem Blindflug in Osteuropa. Es ist höchste Zeit für Verständigung und Deeskalation. Russland braucht den Westen. Der Westen braucht Russland. Vielleicht kann die neutrale Schweiz helfen.



«Keine Dogmen»: Michael Hengartner. Seite 32



Geschacher um Zwangsbeiträge: Seite 30



Schwarzes Gold: Fracking. Seite 52



Stradivari-Code: Paul Reichlin. Seite 68

Kommentare & Analysen

7 Editorial

13 Kommentar Politiker leben gesund

13 Im Auge Sepp Krätz, Oktoberfest-Wirt

14 Theater Wien ist überall

14 Gesellschaft Hilflös

15 Personenkontrolle Estermann, Wermuth, Roth, Molina etc.

15 Nachruf L'Wren Scott, Designerin

16 **Ueli Maurer kämpft für die Neutralität**

Der Verteidigungsminister über die Schweizer Diplomatie

19 **«Russland wird immer als das Böse dargestellt»**

Der russische Botschafter Alexander Golovin über Kritik

21 Ausland Chinesische Fassadenmalerei

22 Mörgeli Die «steuerfaule Geldelite»

22 Bodenmann Hoeness: Tiki-Taka im Casino

23 Medien Tamedia und NZZ

23 Gesellschaft Toy Boy

24 Die Deutschen Wenn Bürger stören

24 Wirtschaft Fremde Schiedsrichter

25 Leserbriefe

Hintergrund

26 **Die Last der Hauptstadt**

Politiker-Urgestein Hermann Weyeneth über sein Bern

30 **Selbstbedienung bei GAV-Millionen**

Wie die paritätischen Kommissionen ihr Geld verteilen

32 **«Mein Job ist, es besser zu machen»**

Der neue Rektor Hengartner gibt erstmals Fehler der Uni zu

36 **Rosinenpickerei der EU**

Der schikanöse Rauswurf aus dem Forschungsprogramm

38 **Die Liberalen in der Denkfalle**

Die Personenfreizügigkeit ist kein liberales Konzept

40 Verkehr In den Fängen der SBB

41 FDP Kleinkrieg in der Grossstadt

44 **Marine Le Pen**

Die schillernde Chefin des Front national (Teil 1)

48 **Schuss ins eigene Knie**

Der vermeintliche Erfolg des SRG-Chefs Roger de Weck

50 **Mein Service-public-Tagebuch**

Sind gebührenfinanzierte Sender tatsächlich unerlässlich?

51 Replik Lieber ein Nivea-Bubi

52 **Schwarze Seelen**

Amerika entdeckt zu Hause neues Öl und alte Stärken

58 **Plädoyer für die Ohrfeige**

Die Ohrfeige ist in Verruf geraten. Zu Unrecht

real watches **for** real people



Oris Aquis Depth Gauge
Mechanisches Automatik-Uhrwerk
Patentierte Funktion zur Tiefenmessung
Einseitig drehbare Lünette mit Keramikeinlage
Wasserdichtigkeit bis zu 50 bar/500 m
www.oris.ch



ORIS
Swiss Made Watches
Since  1904



«Wenn es einmal läuft, dann läuft's»: Schauspieler Rush. Seite 60

Interview

60 «Was mache ich bloss falsch?»

Der Australier Geoffrey Rush zählt zu den profiliertesten Schauspielern Hollywoods – und musste doch fast dreissig Jahre auf seinen Durchbruch warten

Stil & Kultur

64 Stil & Kultur Sängerin Sophie Rois

66 Bestseller

66 «Intellektueller Kindergarten»

Offener Brief an Raphael Urweider, Präsident des Schweizer Autoren-Verbands

67 Jazz Collin Vallon

68 Stradivari auf der Spur

Der Zürcher Geigenbauer Paul Reichlin erfoscht den legendären Lack

74 Top 10

74 Kino «Finsterworld»

75 Fernseh-Kritik «Das Jenke-Experiment»

76 Namen David Zinman dirigierte zum letzten Mal Tonhalle Late

77 Hochzeit Devina Weiss und Dominik Schenk (Teil 3)

77 Thiel Augen auf

78 Stilkritik TV-Moderatorin Melanie Winiger

79 Die Liste Der Garten ruft

79 Klassiker Das Matrosenshirt

79 Hat das Stil? Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

80 Wein Château Rollan de By 2010; Château Gruaud-Larose St-Julien 2010

80 Zu Tisch Restaurant und Hotel «Weiss Kreuz», Malans

81 Auto Range Rover Evoque SD4 P212

66 MvH trifft Julian Opie, Künstler

Autoren in dieser Ausgabe

Claude Cueni



Der 58-jährige Basler publizierte zahlreiche Romane, Hörspiele, Theaterstücke und über fünfzig Drehbücher; die Filme wurden in 46 Ländern ausgestrahlt. In seinem offenen Brief kritisiert er eine Protestaktion des Schweizer Autorenverbands ADS an der Buchmesse in Leipzig. Seite 66

Cédric Wermuth



Der SP-Nationalrat und frühere Juso-Präsident ist einer der am stärksten polarisierenden linken Politiker der Schweiz. In seiner Replik wehrt er sich gegen SP-Urgestein und Kolumnist Bodenmann, der ihn wegen seiner Ablehnung einer Kartellrechtsreform als «Nivea-Bubi» bezeichnet hatte. Seite 51



Öffentlicher Vortrag von Roger Köppel

Die Schweiz und Europa

Eine Standortbestimmung nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative

Was bedeutet der Volksentscheid für die Schweiz? Und für Europa? Wie muss es jetzt weitergehen? Ein Plädoyer für eine selbstbewusste und erfolgreiche Schweiz.

Dienstag, 25. März

Hotel Arte, Riggensbachstrasse 10, Olten

Beginn: 19 Uhr, Türöffnung: 18 Uhr

Eintritt frei, Platzzahl beschränkt

Anmeldungen an:

Telefon 044 533 35 03 oder

E-Mail an olten@weltwoche.ch

DIE WELTWOCH

Fr. 20.– Gutschein

EINLÖSBAR BIS
05.04.14

Weltwoche F14-35

Gültig bei einem Kauf ab Fr. 100.–, auf reguläre und reduzierte Artikel (ausgenommen Schuhmacher-, Orthopädie- und Podologie-Service). Nicht kumulierbar, keine Barauszahlung möglich! Einlösbar über den Versand, in den Fachgeschäften und übers Internet (Code: F14-35)!

HELVESKO
SWISS MADE

LADYSKO

dansko



z.B. für SIE
HELVESKO

ARTEMIS

blau, orange und grün
Gr. 35-43 **259.–**

HELVESKO, LADYSKO und dansko-Bequemschuhe werden exklusiv für INTEGRA Nussdorf AG in der SCHWEIZ und in EUROPA produziert, mit viel Handarbeit für beste Qualität.

Bestellen Sie über den Versand

Gerne senden wir Ihnen **gratis** unseren 112-seitigen Frühlings-Katalog 2014:

INTEGRA Nussdorf AG
Hauptstrasse 173 / 4422 Arisdorf BL
Tel. 061 816 98 88 / Fax 061 816 98 80

Das gesamte Sortiment finden Sie auch unter:
www.integra-ag.ch



Besuchen Sie unsere Fachgeschäfte

Arisdorf (BL) Hauptstrasse 173
Basel (BS) Spalenring 120
Chur (GR) Vazerolgasse 1
Gossau (SG) St. Gallerstrasse 8
Ittigen (BE) Im Talgut-Zentrum
Luzern (LU) Frankenstrasse 12

Schlatt/Neuparadies (TG)
Gewerbezentrum «paradies»,
Diessenhoferstrasse 14c
Urdorf (ZH) Bergstrasse 37
Möhligen (AG) Salinenstrasse 12

Weitere Fachgeschäfte in: **Genf, Lausanne, La Chaux-de-Fonds, Losone, Sion und Yverdon**

Entdecken Sie die bequemsten Schuhe Ihres Lebens!

HELVESKO 
SWISS MADE

LADYSKO

dansko



Das Geheimnis professioneller Köche. Jetzt in Ihrer Küche.

Mit dem Electrolux Profi Steam – jetzt erstmals auch mit SousVide Funktion – profitieren Sie vom Wissen der Sterneköche. Das Garen mit niedriger Temperatur erhält Intensität, Textur und Geschmack Ihrer Zutaten perfekt. Genau wie in Ihrem Lieblingsrestaurant. Entdecken Sie mehr auf www.electrolux.ch



**Der Electrolux Profi Steam.
Entdecken Sie die Möglichkeiten.**



Electrolux

Politiker leben gesund

Von Beda M. Stadler — Man könnte in Versuchung geraten, die Gefährdung der Volksvertreter aufgrund ihrer Parteizugehörigkeit vorherzusagen.



Positiver Stress: Bundesrätin Leuthard.

Als Nationalrat und GLP-Chef Martin Bäumle kürzlich einen Herzinfarkt erlitt, haben die Medien gemeinsam die Diagnose gestellt: Politiker führen ein ungesundes Leben. Die Liste der betroffenen Politiker wird schliesslich immer länger. Man mag sich noch an SP-Nationalrätin Bea Heim, die 2006 im Bundeshaus zusammenbrach, erinnern, an die dramatische Operation von Bundesrat Hans-Rudolf Merz im Inselspital oder das unerwartete Hinscheiden von Nationalrat Otto Ineichen. Soll ich mich deswegen als Wähler betroffen fühlen, weil wir Wähler die armen Politiker zwingen, ungesund zu leben?

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) definiert einen gesunden Job als eine Tätigkeit, bei welcher der Druck auf den Angestellten in einem zweckmässigen Bezug zu seinen Fähigkeiten und Ressourcen steht, je nachdem wie gut er die eigene Arbeit kontrolliert und wie stark die Unterstützung durch nahestehende Menschen ist. Glaubt man dieser Definition, so gäbe es für Politiker eigentlich nur positiven Stress. Schliesslich ist die Politik in der Schweiz der fast einzige Hort, in dem man eine Tellerwäscherkarriere machen kann, etwa von der Klavierlehrerin zur Bundesrätin. Wird man gewählt, kriegt man Macht, einen kräftigen finanziellen Zustupf, ohne dass man einen Fähigkeitsausweis braucht.

Lustigerweise gibt es wenige Politologen in der Politik – vielleicht darum, weil die gelernt haben, was einen erwartet. Ein gewählter Nationalrat erhält in Bern dermassen viele Privilegien und andere Begünstigungen, dass man sich fragen muss, weshalb diese Menschen trotzdem negativen Stress produzieren. Die Psychiater Thomas Holmes und Richard Rahe haben eine Skala mit Ereignissen erstellt und diesen Stresswerte von 0 bis 10 zugeordnet. Auf Rang eins mit 100 Punkten steht der Tod eines Ehepartners. Die nächsten sieben Ereignisse sind ebenfalls tragische Vorfälle, die leider jedem Menschen passieren können.

Stutzig macht Rang acht: der Verlust des Arbeitsplatzes. Übertragen auf Politiker, bedeutet das, nicht mehr gewählt zu werden. Dabei kriegt man wieder ein schlechtes Gewissen, gehört es doch zum Vergnügen des Schweizers, Politiker nicht mehr zu wählen. Aber niemand will die Politiker gleich in den Herzinfarkt treiben. Der Wähler geht schliesslich davon aus, dass jeder Politiker vor den Wahlen eine Liste mit Versprechungen macht. Hält er sich während der Amtsperiode an diese Liste, kann ihm doch gar nichts geschehen. Ansonsten tritt in der Liste der Stressoren kein einziger Punkt auf, der für Politiker mehr gelten würde als für einen Wähler.

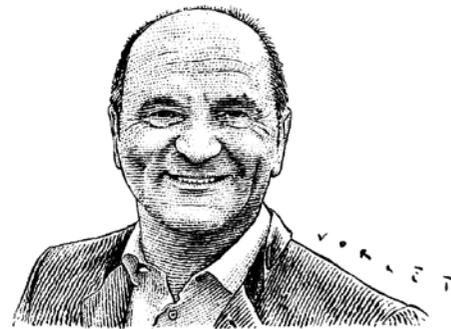
Kämpfen, ohne zu fliehen

Man muss zu den Vätern der Stressforschung zurückgehen, etwa zu Walter Cannon, der 1915 das Wort «fight or flight» geprägt hat, um mögliche Ursachen zu finden. «Kampf oder Flucht» scheint tatsächlich auf Politiker mehr zuzutreffen als auf uns normale Bürger. Man könnte sogar in Versuchung geraten, aufgrund ihrer Parteizugehörigkeit die Gefährdung der Politiker vorherzusagen. Es scheint, dass vor allem Politiker am rechten oder linken Rand gefährdet sind, weil sie stur kämpfen, ohne zu fliehen, oder gleich fliehen, ohne je zu kämpfen.

Wäre dem so, müssten etwa Politiker, die für eine Sache mal kämpfen, mal fliehen und dann wieder fliehen und wieder kämpfen, etwa BDP- oder CVP-Politiker, stressfreier politisieren und von Herzleiden verschont bleiben. Wie dem auch sei, die betroffenen Politiker haben unser Mitgefühl verdient, aber ich glaube nicht, dass wir Wähler an ihrem Schicksal schuld sind. Jeder, der sich an seine Wahlversprechen hält, hat doch einen gesunden Zuckerjob.

Beda M. Stadler ist Professor für Immunologie und Direktor des Immunologischen Instituts an der Uni Bern.

Der andere Hoeness



Sepp Krätz, Oktoberfest-Wirt.

Weltberühmt ist auch er, zumindest in München, wie der Uli Hoeness. Das Schicksal wollte es, dass beiden Säulenheiligen der bayrischen Selbstdarstellungsbranche, dem Oktoberfest-Wirt Sepp Krätz, 60, und dem Fussballmanager, 62, am vergangenen Freitag im Landgericht München II gleichzeitig auf verschiedenen Etagen, aber wegen derselben Sache die Lederhosen ausgezogen wurden. Steuerhinterziehung. Hoeness rund 28,5 Millionen Euro, Krätz genau 1113 143,96 Deliktstrahm, beide geständig, und während Hoeness 3 Jahre und 6 Monate unbedingt bekam, muss Krätz zwar nicht hinter Gitter, aber nachträglich droht ihm die Höchststrafe: Der Grossgastronom verliert seine Schanklizenzen.

Bei einem, der in seinem Bierzelt «Hippodrom» auf der Theresienwiese gleichzeitig 4400 Durstige aufs Mal abfertigen muss, könnte man ja eher eine Klage wegen Missachtung des Eichstrichs vermuten, mehr Schaum als Gerstensaft im 1-Liter-Masskrug. Aber darüber wacht, seit 1899, der Verein gegen betrügerisches Einschenken. Bemerkenswert sind viel mehr die parallelen Aufstiegsgeschichten. Schausteller sind beide auf ihre Art. Uli, der Metzgerssohn und Studienabbrecher, der mit achtzehn Profifussballer wurde und mit 27 der jüngste Manager der Bundesliga. Der Sepp, der als Jüngster, mit 21, die bayrische Metzgermeisterprüfung machte, im «Hofbräuhaus» als Kellner den Herrschaften die Biere auf die Tische pflanzte und schon mit 25 die grösste Ausflugsbeiz der Region übernahm und später noch ein Lokal am Dom.

Das «Hippodrom» wurde für ihn frei, nachdem das abgängige Wirtepaar zu viereinhalb und dreieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt worden war, wegen Steuerhinterziehung. Der Krätz Sepp war, wie der Uli, in seiner Branche ein Star. Letztlich hat ihn auch nicht das Bier ruiniert, sondern der Champagner, den er ohne Kassabons im Bierzelt ausschenkte. Und in Zukunft setzt er auf das Geschäft mit Kleinstportionen, Ampullen, gefüllt mit wertvollem Sperma – er eröffnet eine Zuchtbullenfarm. Dem Uli bleibt seine Wurstfirma.

Peter Hartmann

Wien ist überall

Von Rico Bandle — Mauscheleien und Vetternwirtschaft sind in der Kulturszene der Normalfall.

Es ist eine öffentliche Demontage. Letzte Woche wurde Matthias Hartmann, der frühere Direktor des Schauspielhauses Zürich, als Intendant des Wiener Burgtheaters fristlos entlassen. Die ruhmreiche Bühne hatte trotz grossem Publikumserfolg Millionenverluste geschrieben, die zum Teil in der Buchhaltung vertuscht worden waren. Hartmann spielte lange den Unwissenden – was ihn schliesslich Amt und Ansehen kostete.

Im Zuge dieser Affäre kommen täglich neue Missstände ans Tageslicht: Hartmann hatte seiner Schwester, seinem Schwager und seiner Frau einen Job im Theater verschafft, hatte in der Anfangszeit ein sechsstelliges Honorar in bar bezogen und es nirgends versteuert. Sein Gehalt sei zudem höher gewesen als jenes des Bundeskanzlers.

Das Verhalten Hartmanns soll hier nicht beschönigt werden. Doch mit welcher Häme Feuilletonisten und Kulturleute nun gegen den unbeliebten Intendanten schiessen, ist mehr als scheinheilig.

Vetternwirtschaft ist in den Elitekulturinstitutionen allgegenwärtig, auch in der Schweiz. Die Zürcher Schauspielhaus-Direktorin Barbara Frey zum Beispiel hat ihre Lebenspartnerin mit ans Theater genommen – was bei einer Schauspielerin von der Qualität einer Friederike Wagner akzeptabel ist –, doch selbst Bürojobs hat sie mit Bekannten und Freunden besetzt. Wie hoch ihr Lohn ist, wird strikt geheim gehalten – und das bei einem Betrieb, der zu fast achtzig Prozent von der öffentlichen Hand finanziert ist. Ähnliches beim früheren Schauspielhaus-Direktor Christoph Marthaler: Er nahm sein gesamtes Team mit, in der Szene liebevoll «Marthaler-Familie» genannt. Marthaler gehörte zu den Grossverdienern der Szene und hinterliess in Zürich ein finanzielles Desaster, vergleichbar mit jenem Hartmanns in Wien. Doch im Gegensatz zu Hartmann erfuhr der allseits beliebte Marthaler von Journalisten und Kulturleuten eine riesige Solidaritätswelle; wer die Misswirtschaft ansprach, wurde als Banause abgetan.

Der eigentliche Skandal liegt nicht bei Matthias Hartmann, sondern in dem System, das Mauseleien und Selbstbedienung auf Kosten der Steuerzahler begünstigt. Ein erster Schritt, die Missstände zu beheben, wäre Transparenz: Die Spitzenlöhne und -gagen eines öffentlich finanzierten Kulturbetriebs gehören an die Öffentlichkeit, so wie dies in Verwaltung und anderen Staatsbetrieben längst der Fall ist.

Hilflos

Von Markus Schär — «Es tat sehr weh, das zu lesen», schreibt die Frau, deren Mutter vor zwei Wochen in Kempththal den «Suizid am Feierabend» beging. Ein offener Brief als Antwort.

Liebe Frau F.,
«Es tut mir leid, dass Sie am Freitagabend so lange warten und sich ärgern mussten», schreiben Sie im langen Mail, das Sie mir am Wochenende schickten. «Ich möchte mich im Namen meiner über alles geliebten und wunderbarsten Mama entschuldigen, denn das war nicht in ihrem Sinn, nein: Es war gegen ihre eigentliche Natur.» Was Sie schreiben, wühlte mich auf und treibt mich noch immer um: Ihre Mutter war der Mensch, der am vorletzten Freitag mit einem «Personenunfall» auf der Strecke Effretikon–Winterthur den Feierabendverkehr lahmlegte. Ich schrieb letzte Woche an dieser Stelle, was mir durch den Kopf ging, als ich zusammen mit Hunderten von Betroffenen mehr als zwei Stunden im Bahnhof Effretikon festsass, von den SBB vergessen.

Ich ärgerte mich kaum, nur über die SBB, die mit einem Problem, das leider fast jeden zweiten Tag vorkommt, noch immer nicht umgehen können. (Es war das dritte Mal in drei Jahren, dass mich ein Personenunfall betraf, und diesmal versagten die Kommunikatoren völlig.) Ich weigerte mich aber, mich in den Menschen einzufühlen, der uns den Feierabend verdarb. «Nein, ich mochte kein Verständnis für einen Verzweifelten aufbringen», schrieb ich letzte Woche. Und: «Sich vor den Zug zu



«Gegen ihre eigentliche Natur».

werfen, ist eine Sauerei, vor allem, aber nicht nur für den Lokomotivführer.»

Denn ich ging davon aus, dass auch Verzweifelte noch die Folgen für die Mitmenschen bedenken können oder diese gar bestrafen wollen, wie ein Bekannter, der sich vor einen Zug warf, in dem nächste Angehörige (ohne Schuld an seinem Elend) sassen. «Ein in der Öffentlichkeit ausgeführter Suizid belastet nicht nur die Hinterbliebenen, sondern ganz viele Unbeteiligte dazu», sagte ein Notfallseelsorger im *Tages-Anzeiger*, der das Thema aufgriff. «Ein Suizident kann das Leben eines anderen ganz massiv verändern.»

Mangel an Einfühlungsvermögen

Ich mochte mir den Menschen mit seiner Geschichte kaum vorstellen, der da in das Leben von Tausenden eingriff, bei vielen wie bei mir nur mit einer bedeutungslosen Belästigung, bei einigen aber durch einen schwerwiegenden Schock. Twitter-Follower und Leserbriefschreiber warfen mir deshalb einen Mangel an Einfühlungsvermögen vor, auch Sie. Dagegen sagt mir eine Expertin für Krisenintervention, wir könnten uns im Alltag nicht in alle Verzweifelten einfühlen und wir dürften als Betroffene auch Wut empfinden.

«Es tat sehr weh», schreiben Sie, «das zu lesen, was Sie offensichtlich gefühllos und fehlinformiert geschrieben haben.» Ich gebe zu, ich dachte nicht an Angehörige, die mein Artikel noch mehr belasten könnte. Das tut mir leid, ich bitte Sie um Entschuldigung. Und ich stellte mir keinen verzweifelten Menschen wie Ihre Mutter vor. Sie litt, wie Sie schreiben, aufgrund einer hormonellen Störung in den Wechseljahren an Depressionen. Und sie liess an diesem Freitagnachmittag in einer Kurzschlussreaktion zu Hause alles liegen, um zwanzig Kilometer weit an den Ort zu fahren, wo sie sich vor den Zug warf. (Die Expertin sagt mir, der vermeintlichen Kurzschlussreaktion gehe eine lange Phase der Vorbereitung voraus, diese sei aber auch von den Nächsten kaum zu erkennen.)

Solche Geschichten machen uns alle hilflos; es ist schwer, etwas dagegen zu tun. Von Suizidprävention, wie sie jetzt gefordert wird, verspreche ich mir wenig, von klinischer Forschung und praktischer Ausbildung im Kampf gegen Depressionen mehr. Vor allem müssen wir uns dem Problem stellen. Die Geschichte Ihrer Mutter hat es Ihnen aufgezwungen, und Sie haben damit auch mich dazu gebracht. Ich danke Ihnen dafür.

Personenkontrolle

Estermann, Wermuth, Roth, Molina, Vock, Gysi, Hodel Bois-Reymond, Sommaruga

Manchmal muss man ausländische Zeitungen lesen, um mehr über hiesige Politiker zu erfahren. Der slowakischen Zeitung *Pluska* ist zu entnehmen, dass **Yvette Estermann** die erste Politikerin ist, die nach dem Ja zur Einwanderungsinitiative das Aufenthaltsrecht bereits anwesender Ausländer in Frage stellt. Konkret wurde die SVP-Nationalrätin von der Zeitung gefragt, ob die in der Schweiz lebenden 9000 Slowaken fürchten müssten, das Land verlassen zu müssen. Sie könne darauf erst antworten, sagte die selber aus der Slowakei stammende Estermann, «wenn mir die defini-



Bären dienst: Nationalrätin Estermann.

tiven Vorlagen der Regierung und des Parlaments bekannt sind». Auf Nachfrage verweist Estermann auf allfällige illegal in der Schweiz anwesende Slowaken, denen nach dem Abstimmungs-Ja möglicherweise wegen stärkere Kontrollen die Ausweisung drohe – eine etwas gar an den Haaren herbeigezogene Begründung. Dem Abbau falscher Ängste im Ausland hat Estermann jedenfalls einen Bären dienst erwiesen. (are)

Gegen aussen ist der Mann der Chef, im Haushalt regiert die Frau. Diese Rollenverteilung gilt nicht nur in der traditionellen Familie, sondern auch bei den Jungsozialisten, und zwar seit es überhaupt einen Präsidenten gibt (vorher war bei den Juso alles basisdemokratisch): Der Präsident, das war ein Mannsbild nach dem Schlage eines **Cédric Wermuth**. Die Fäden in der Hand hielt derweil die Zentralsekretärin, eine Frau. Das ist passé, seit die Juso einen Mann als Zentralsekretär gewählt haben. Die parteiinterne Geschlechterquote wäre leicht zu erfüllen, wenn im Gegenzug eine Frau das Präsidium übernommen hätte. Doch sämtliche für die Nachfolge von **David Roth** in Frage kommenden Kandidatinnen sagten ab, übrig blieb nur ein Kandidat, **Fabian Molina**. Wollten die weiteren männ-



Diskriminierungsängste: Juso-Präsident Molina.

lichen Mitglieder der Geschäftsleitung ihren Posten behalten – und das wollten sie –, musste die Quote weg. An der Jahresversammlung am Sonntag lehnte die Juso-Basis einen entsprechenden Antrag ab. Über die Klinge springen musste der Aargauer Soziologie-Student **Florian Vock**, der seit vier Jahren für die internationalen Kontakte zuständig ist. Doch die Abwahl des schwulen Vock weckte nur neue Diskriminierungsängste: «Wer vertritt nun LGBT?», so die bange Frage, die besorgte Genossen auf Facebook stellen. Die Sorgen sind unbegründet, wie Recherchen der *Weltwoche* ergeben haben. Die Homosexuellen sind in der neunköpfigen Juso-Geschäftsleitung immer noch vertreten, allerdings lediglich mit zwei Männern. (cal)

Manchem klingt der Name **Alard du Bois-Reymond** noch in den Ohren. Den ehemaligen Direktor des Bundesamtes für Migration entliess Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) vor mehr als zwei Jahren. Für eine weiche Landung sorgte die St. Galler Nationalrätin **Barbara Gysi** (SP). Sie vermittelte du Bois-Reymond den Posten des Direktors der regionalen Altersheime in der Gegend von Wil (SG), die unter der Firma Thurvita geschäfteten und in deren Verwaltungsrat Gysi sitzt. Nachfragen zum Salär du Bois-Reymonds bleiben unbeantwortet. Eine neue Fährte beackert jetzt die FDP im Wiler Stadtrat. In einer Interpellation verlangt Fraktionspräsident **Norbert Hodel** Auskünfte über einen angeblich beträchtlichen Bonus des Altersheimdirektors. Die Zielsetzung der Thurvita, «Ihnen das Leben im fortgeschrittenen Alter so angenehm und einfach wie möglich zu gestalten», bekäme damit eine ganz neue Bedeutung. (fsc)



Weiche Landung: SP-Politikerin Gysi.

Nachruf



Extrem diskret und radikal: Designerin Scott.

L'Wren Scott (1964–2014) — L'Wren Scott, 193 Zentimeter gross, gehörte zu Amerikas aufregendsten Modemacherinnen. Die Mormonin aus Utah begann als Kostümdesignerin in Hollywood und verwandelte sich bald zum Geheimtipp unter Stars wie Madonna, Julia Roberts oder Angelina Jolie. Sie entwarf die Kleider von Berühmtheiten, die ihren genialen Mix aus smarterer und postfeministischer Härte schätzen. Mick Jagger verliebte sich in die als extrem diskret und radikal bekannte Modemacherin. Er liebte sie nicht nur dafür, dass in ihrer Mode Abstraktion tragbar wurde – sondern dass in ihrem Privatleben Philosophie und Kunst nicht bloss einem luftleeren Raum entsprachen. Acht Jahre lang waren sie ein Paar, er fehlte nie an ihrer Seite, wenn sie ihre neuen Kollektionen präsentierte – sie turtelten durch die Nächte von New York.

Letzten Montag wurde Scott tot in ihrem New Yorker Apartment gefunden. Für britische Journalisten starb sie als «die Frau neben Mick Jagger» – eine fatale Falschmeldung. L'Wren Scott war nicht nur körperlich viel grösser als Mick Jagger, sie muss auch einen radikalen Grund gehabt haben, ihre erfolgreiche Karriere und ihren sagenhaften Körper einfach so an einem selbstgebastelten Galgen aufzuhängen. Was die *New York Times* zu einer lebenswichtigen Frage hinreissen liess: «Hat der Mensch sein Leben einer göttlichen Instanz zu verdanken?» Ergo gehört Selbstmord moralisch verboten? Im tragischen Fall der grossen Modemacherin L'Wren Scott geht es um eine viel radikalere Thematik. Nämlich um die ultimative Signatur des Menschseins: das *Recht* auf Selbsttötung! Tom Kummer

«Die Schweiz darf keine Bindungen eingehen»

Von Philipp Gut, Roger Köppel und Florian Schwab — Die Ereignisse in der Ukraine müssten zu einer Renaissance einer echten Schweizer Neutralität führen, sagt Verteidigungsminister Ueli Maurer. Er bezweifelt, dass wir die richtigen Diplomaten am richtigen Ort haben.

Herr Bundesrat, was ist für Sie die Quintessenz dessen, was derzeit in der Ukraine passiert?

Es ist die neueste Wendung in einer Kaskade der Grossmachtpolitik, die sich seit dem Fall der Sowjetunion ihren Weg bahnt. Der jetzige Konflikt ist eine Folge vorheriger Entscheidungen: Russland wurde an den Rand gedrückt, vieles ohne Rücksicht auf die Bevölkerung entschieden. Das sind jetzt die Nachwehen. Trotzdem muss ich sagen: Wie sich Russland verhält, das geht natürlich nicht.

Welche Schlüsse ziehen Sie als Schweizer Verteidigungsminister?

Sicherheitspolitisch relevante Ereignisse passieren immer ohne Vorwarnung und ohne dass man sie erwartet hätte. Wir leben in so unberechenbaren Zeiten wie eh und je. Die einfache Schlussfolgerung lautet: Unsere Armee muss jederzeit bereit und gut ausgerüstet sein und aufgeboten werden können.

Anfang der 1990er Jahre hielt man geopolitische Konflikte für Monster der Vergangenheit: die beiden feindlichen Blöcke, die Möglichkeit militärischer Auseinandersetzungen – alles aufgelöst in der Einmütigkeit des Völkerrechts. Jetzt beobachten wir eine Rückkehr der Machtpo-

litik, ohne dass es eine klare Unterscheidung zwischen Gut und Böse gäbe. Was bedeutet das für die schweizerische Neutralitätsposition?

Diese Entwicklung müsste zu einer sofortigen Aktualisierung der Neutralität führen. Als Vorsitzland der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) laufen wir Gefahr, dass unsere Neutralität durch internationale Verpflichtungen verwandelt wird und dass wir zwischen die Fronten geraten. Die Lehre daraus: Wenn die Schweiz Neutralitätspolitik betreiben will, dann darf sie keine solchen Bindungen eingehen.

Für Sie ist bereits die OSZE-Mitgliedschaft problematisch?

Die Mitgliedschaft allein vielleicht nicht, wohl aber das Präsidium. Es wird leicht zum Spielball starker Interessen.

Die Amerikaner klagen bereits, Aussenminister Didier Burkhalter sei zu Russland freundlich. Wir interpretieren es anders.

Obwohl beide Konfliktparteien Mitglied in der OSZE sind, besteht die Tendenz, dass das Präsidium vereinnahmt wird. Die Frage der Neutralität stellt sich da schon.

Ist die Schweiz überhaupt noch neutral?

In solchen Konflikten gab es im Bundesrat oder im Diplomatischen Korps immer Sympathien für die eine oder die andere Seite.

Ganz trennscharf war die Neutralität nie, und das ist sie auch heute nicht. In der exponierten Lage an der Spitze der OSZE steigt jedoch die Gefahr, dass die offizielle Schweiz nicht mehr als neutral wahrgenommen wird. **Burkhalter kündigte an, die Schweiz werde prüfen, ob sie sich an den EU-Sanktionen gegen Russland beteiligen soll. Das klingt nicht besonders neutral.**

Es ist die Fortsetzung dessen, was wir in den letzten zehn Jahren ständig machten. Bei Sanktionen der Uno machen wir immer mit, seit wir Mitglied sind, und auch an EU-Sanktionen beteiligen wir uns meist. Als wirklich neutrales Land würde man die Beziehung zu beiden Konfliktparteien auf dem aktuellen Status einfrieren. Eine solche echte Neutralität wäre eine grosse Chance für die Schweiz, in den nächsten Jahren eine glaubwürdige Vermittlungsposition wahrzunehmen. Der Ost-West-Konflikt kann uns noch jahrzehntelang beschäftigen – eine wahrhaft neutrale Position wäre auch für die Lösung des Krim-Konflikts ein Vorteil. Aus unserer Geschichte hätten wir sämtliche Voraussetzungen dafür. **Welche Rolle spielt die dauerhaft bewaffnete Neutralität in den Diskussionen im Bundesrat? Besteht überhaupt ein Problembewusstsein im Zusammenhang mit dem OSZE-Mandat?**

Im Bundesrat ist man sich durchaus bewusst, dass die Doppelrolle die Schweiz in eine ungemütliche Situation bringen kann. Sind wir ein unabhängiger und neutraler Kleinstaat mit Bundespräsident Burkhalter an der Spitze? Oder dominiert OSZE-Präsident Burkhalter? Das werden wir sicher noch diskutieren müssen.

Belastet die OSZE-Führungsrolle unsere Möglichkeiten, eine neutrale Vermittlerrolle einzunehmen, oder ist die OSZE nicht vielmehr ein Kraftfeld, in dem wir als neutraler Staat noch wirkungsvoller auftreten können?

Das Präsidium kann eine Chance sein, wenn man die richtigen Leute am richtigen Ort hat. **Haben wir die?**

Unser Chefdiplomat ist nicht unumstritten. **Tim Guldemann sagt öffentlich, die Schweiz solle der EU beitreten, und der Bundesrat hat nichts dagegen einzuwenden. Da stimmt doch etwas nicht.**

Wir haben bei personellen Entscheiden Beisshemmung. Wir reden einander nicht drein. Den Entscheid, Guldemann als OSZE-



Neueste Wendung in einer Kaskade der Grossmachtpolitik: Russische Spezialkräfte auf der Krim.



«Man muss die Runde durchturnen»: Bundesrat Maurer.

Vermittler einzusetzen, hat Didier Burkhalter getroffen, ohne die Kollegen zu informieren. Im Bundesrat wäre das wohl kaum durchgegangen.

Besteht nicht die Gefahr, dass sich Guldinmann und die anderen EU-Turbos im Aussendepartement bereitwillig der Anti-Russland-Front anschliessen? Ein Motiv

könnte ja auch sein, den 9. Februar wieder auszubügeln.

Das ist nicht nur eine Gefahr, das ist die Realität. Niemand will es sich nach der Abstimmung mit der EU verderben.

Das scheint etwas kurzfristig gedacht.

Ohne Russland gibt es keine Lösung der Europafragen. Beim Fall der Mauer hat man

die Russen gnadenlos blossgestellt. Dass sie heute so reagieren, kann ich nachvollziehen. Immerhin sind die Mehrheit der Krim-Bewohner Russen. Aber Putins Weg ist wirklich inakzeptabel.

Der Ausgang des Referendums ist überwältigend, und bei den neuen Machthabern in Kiew sind Fragezeichen angezeigt.

Mit manchen dieser Kräfte sollte man sich auf keinen Fall verbrüdern.

Es gibt Gerüchte, europäische Geheimdienste hätten auf dem Maidan mitgewirkt. Haben Sie da belastbare Informationen?

Wir haben nicht dieses Gefühl. Wir glauben eher, dass die Russen mit Spezialkräften auf der Krim aktiv waren. Sie waren sehr schnell bereit mit Truppen, und es hat ja reibungslos funktioniert.

Laut dem russischen Botschafter hat Russland das Recht, bis zu 25 000 Soldaten auf der Krim zu stationieren.

Man geht schon davon aus, dass russische Spezialtruppen aktiv sind. Aber ich weiss es nicht.

Aus dem Aussendepartement sind die Signale seit langem klar: Die «aktive Neutralität», die keine eigentliche Neutralität mehr ist, hat die klassische Neutralität abgelöst.

Fairerweise muss man sagen, dass das Problem nicht auf den Bundesrat beschränkt ist. Die Neutralitätspolitik wird im Aussenpolitischen Bericht ja ebenfalls abgehandelt, und das Parlament unterstützt mehrheitlich die «dynamische Auslegung», also die «aktive Neutralität». Der Bundesrat bewegt sich nicht fernab der Parlamentsmehrheit. Man muss fast davor warnen, die Neutralität zu betonen, denn je mehr die Rechtsbürgerlichen etwas einfordern, desto stärker ist der Abwehrreflex auf der anderen politischen Seite. Das betrifft nicht nur die Neutralitätspolitik, sondern auch etwa den Asyl- oder Migrationsbereich. Die jetzige Situation mit der zum Vorschein kommenden Beliebigkeit zeigt aber, dass die Politik das Thema nie stichfest ausdiskutiert hat.

Wir sind inkonsequent. Im Kosovo begrüssten wir die Sezession, im Irak lehnten wir den Einmarsch ab, in der aktuellen Lage schlagen wir uns instinktiv auf die Seite der EU. Es ist eine Jeder-kann-mitmachen-Neutralität, die keinem wehtut.

Leider ist es so. Das wird in der Aussenpolitik allgemein deutlich: Das Vorgehen der EU und der USA in Steuer- und Finanzfragen ist reine Grossmachts- und Interessenpolitik. Nicht gerade mit Soldaten, aber mit Datendiebstahl und Datenauslieferung.

Russland wird regelrecht dämonisiert vom Westen, die USA und andere Player machen Druck. Eine strikt neutrale Position wäre anstrengend. Sie haben Einblicke in das Herz unseres Staats: Wäre die Schweiz überhaupt bereit, die eiskalte Stimmung auszu-

halten, die dem Neutralen möglicherweise entgegenschlägt?

Momentan ist der Wille, eine Neutralität ohne Wenn und Aber durchzuziehen, nicht gegeben. Auf keiner Stufe der Politik und der Verwaltung.

Uns scheint, diese Schwäche sei auch eine Folge des Verlusts der dauerhaften, bewaffneten Neutralität. Indem man die Armee herunterfuhr, wurde auch der Neutralität ein Standbein entzogen.

Das ist wahrscheinlich, obwohl es wohl kein unmittelbares Ziel war. Sichtbar wird der Trend, dass man an wirkliche Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Neutralität nicht mehr glaubt. Man fühlt sich zu schwach angesichts der rasanten politischen Prozesse um uns herum. Solche Epochen gab es früher auch, aber nie in der Intensität der letzten zwanzig Jahre.

Nutzt Ihnen der Konflikt? Es ist ein offenes Geheimnis, dass Sie im Bundesrat oft allein stimmen. Dämmert Ihren Kollegen, dass die Welt sich doch nicht so weit vom 19. Jahrhundert entfernt hat und dass wir die Armee noch brauchen?

Im Bundesrat gibt es keinen grundsätzlichen Entscheid, auf die Armee zu verzichten. Aber es gibt Tendenzen zur Verwässerung, für die ich vor allem die Verwaltung verantwortlich mache. Ich sehe ja, dass man als Bundesrat dazu neigt, sich zuallererst als Departementvorsteher zu profilieren. Die Verwaltung dagegen ist international und immer mehr unter ihresgleichen in den internationalen Organisationen. Wenn man in Brüssel bei der EU und in New York bei der Uno ist, dann übernimmt man leicht auch das dortige Denken.

Ein idealistisches Weltbild vom Bürotisch aus, das der realen Machtpolitik wenig entgegensetzen hat. Diskutiert man solche Aspekte im Bundesrat?

Kaum.

Was machen Sie vor dem Hintergrund des Konflikts um die Ukraine? Gehen Sie jetzt in eine Informationsoffensive?

Im Bundesrat wäre eine strikte Neutralitätspolitik wichtig. Dafür muss man die Nerven haben, auch einmal nichts zu tun, wenn die Ereignisse sich überschlagen. Mit der bevorstehenden Armeegesetzrevision haben wir aber nicht auf die Ukraine gewartet. Das Ziel bleibt unverändert: Wir möchten die Armee wieder in nützlicher Frist aufbieten können, wenn auch etwas dünner als früher. In wenigen Jahren werden wir wieder eine Armee haben, die auf Knopfdruck mobilgemacht werden kann. Die etwas bessere Finanzierung erlaubt das – Ukraine hin oder her.

Zu wie vielen Prozenten kann die Armee nach der Reform ihre Aufgabe erfüllen?

Zu zwei Dritteln.

Vor dem Kahlschlag hiess es, die Armee könne innerhalb eines Tages aufgeboden werden.

Mit der Reform können wir 35 000 Soldaten innert 72 Stunden aufbieten. Der Engpass bleibt das Material, das für die sofortige Ausrüstung eines Drittels der Armee ausreichend ist.

Der Befund ist alarmierend: Wir hatten jahrelang eine Armee, die gar nicht einsatzfähig war. Wie konnte es so weit kommen?

Nach dem Fall der Berliner Mauer gingen die Schweizer Experten davon aus, dass in Zukunft bei militärischen Auseinandersetzungen eine Vorwarnzeit von 10 Jahren gelte! Christoph Blocher hat sich als Einziger dagegen gewehrt – das war der Ursprung der SVP-Kritik an der Armeepolitik.

Joe Ackermann war auch in dieser Kommission.

Damals sind fast alle diesen Weg gegangen. Wenn man heute die euphorischen Schriften liest, dann glaubt man es fast nicht. Als ich mein Amt antrat, stellte ich fest, dass wir nicht einmal einen Überblick hatten, wie wir unsere Armee mobilisieren könnten. Sie wurde in den 1990er Jahren komplett als Profi-Interventionsarmee konzipiert, doch das geht bei einer Miliz nicht. Diese Entwicklung rückgängig zu machen, dauert einige Zeit. Wir würden 500 Millionen Franken mehr brauchen pro Jahr. Solange wir das nicht haben, gibt es Lücken.

«Momentan ist der Wille, eine Neutralität ohne Wenn und Aber durchzuziehen, nicht gegeben.»

Auch die Armee hat diese Politik unterstützt.

Mehrheitlich, ja. Unsere ganze Armeeführung liess sich damals in amerikanischen und französischen Militärschulen ausbilden. Teilweise haben wir deren Reglemente unbesehen eins zu eins übersetzt.

Ist es nicht eine Chance für die Schweiz: Überall wird die Armee zurückgefahren, die Wehrpflicht abgeschafft. Die EU-Staaten haben faktisch keine Armee mehr ...

Man hat überall die Bereitschaft reduziert. Die Finnen sind auf tiefem Level wohl noch die Besten. Die Polen haben relativ viel Geld zur Verfügung, auch aus der historischen Erfahrung heraus. In Frankreich besteht der Wille, aber das Geld fehlt. Nicht ausser Acht lassen sollte man die Türkei. Sie wird in einigen Jahren die beste Luftwaffe haben.

Sie sind oft ein einsamer Rufer in der Wüste, eine Art Quoten-SVPLer im Bundesrat. Können Sie überhaupt ernsthafte Diskussionen anreissen?

Ihr Eindruck ist nicht ganz falsch. Im Vergleich zu früher ist es aber etwas besser

geworden. Heute diskutiert man meine Einwände zumindest, während sie früher nur weggelächelt wurden.

Viele ansonsten vernünftige Politiker meinen, die Schweiz sei zu klein und zu schwach, um unabhängig zu bleiben. Gibt es da ein Umdenken?

Ein Umdenken ist zu viel gesagt. Aber man hat angesichts etlicher Volksabstimmungen die Signale langsam wahrgenommen.

Auch im Wehrbereich? Kehrt das Bewusstsein für die bewaffnete Neutralität als Garant unserer Souveränität zurück?

Leider nein. Die Verteidigungspolitik wird immer noch als ein Hobby der SVP wahrgenommen.

Stehen die eigenen Leute in der Armee hinter Ihnen?

Ganz oben habe ich mittlerweile die Leute, mit denen ich arbeiten möchte. In den mittleren Hierarchien dauert es noch etwas. Das liegt am Beförderungssystem: Ich kann nicht einen Hauptmann zum Brigadier machen. Und wir haben nach wie vor eine Generation von Kadern, die vorwiegend international ausgebildet sind.

Hat der Bundesrat erkannt, dass es womöglich falsch war, sich vor der Abstimmung zur Einwanderungsinitiative so klar zu positionieren, oder ist er im Gegenteil der Ansicht, dass er nicht genug getan hätte?

Eher Letzteres.

Nominell ist der Bundesrat klar bürgerlich. Wie würden Sie ihn politisch verorten?

In allen wesentlichen Positionen ganz klar Mitte-links. In den letzten Jahren gab es kaum seriöse bürgerliche Entscheidungen.

Woher nehmen Sie eigentlich die Kraft und die Motivation, jeden Morgen in der Früh aufzustehen und gegen eine unüberwindbare Wand anzurennen?

Die Frage muss sich die SVP stellen: Ist sie bereit für die Opposition? Ich glaube nicht. Also muss man die Runde durchturnen bis 2015 und dann weitersehen.

Raten Sie persönlich zum Gang in die Opposition?

In der Medienwelt bringt Opposition kurz- und mittelfristig keine Aufmerksamkeit. Es gäbe also auf jeden Fall eine Delle. Ob wir die Kraft hätten, das auszuhalten, ist fraglich. Es riebe die Partei wohl auf, weil sie kantonal und kommunal ja Verantwortung trägt.

Was konnten Sie als Bundesrat, der ständig unterliegt, bewirken?

Es ist gelungen, das Eidgenössische Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) und das Militär zu stärken. Ohne meine Position wäre das vollends verflattert. Hier konnte ich mit Sachwissen und Rückhalt der Bevölkerung tätig werden. In anderen Bereichen muss man von Fall zu Fall entscheiden. Wenn man jedes Thema aufgreift, verliert man die Kraft. ○

«Russland wird immer als das Böse dargestellt»

Von Philipp Gut, Roger Köppel, Florian Schwab und Raffael Waldner (Bild) — Seit Wochen ist sein Land unter Dauerbeschuss westlicher Politiker und Medien. Der russische Botschafter in der Schweiz, Alexander Golovin, pariert die Kritik. Der Westen verkenne die legitimen Interessen Moskaus.



«Alte Feindbilder»: Alexander Golovin, russischer Botschafter in Bern.

Herr Botschafter, was geht einem durch den Kopf, wenn man jeden Tag in den Zeitungen sein Land als Aggressor vorgeführt bekommt?

Zunächst irritierte es mich etwas, mittlerweile habe ich mich aber daran gewöhnt, dass es immer noch viel Russophobie auf der Welt gibt. In meinen Gesprächen mit normalen Bürgern, aber auch Regierungsvertretern gibt es dieses Zerrbild weniger.

Worin liegt der grösste Irrtum westlicher Beobachter?

Ich würde nicht von Irrtümern, sondern von Propaganda sprechen, deren Ziel darin besteht, Russland als Feind der westlichen Welt darzustellen – unabhängig davon, wer gerade am Ruder ist. Der Zar, die Bolschewiken, eine demokratische Regierung: Russland wird immer als das Böse dargestellt. Solange Russland als selbständiger Staat den Mut hat, seine eigene Politik durchzusetzen, ist es ein Störfaktor.

Aus westlicher Sicht ist es ein klarer Fall. Russland verletzt das Budapester Memorandum von 1994, das die Souveränität und Integrität der Ukraine garantiert.

Der eigentliche Grund für das Referendum auf der Krim ist die unrechtmässige und gewalttätige Machtergreifung in Kiew durch extremistische Kräfte. Eine legitime Regierung und ein legitimer Präsident wurden davongejagt, und die neuen Staatsorgane haben ihre Arbeit mit der Verletzung der Rechte der russischsprachigen Bevölkerung und anderer Minderheiten begonnen. Wir teilen nicht die Methoden und den Kurs von Janukowitsch. Vieles, was unter seiner Präsidentschaft geschah, befriedigt uns nicht. Aber er und die Regierung waren demokratisch gewählte Vertreter des ukrainischen Staates. Wenn die Regierung nicht mehr genehm ist, dann gibt es legitime Wege, sie abzuwählen. Doch sie wurde weggeputscht. In dieser Situation fühlt sich die Bevölkerung der Krim bedroht.

Sie sprechen von Extremisten, Putin gar von Faschisten. Doch die Bewegung ist vielfältig. Neben der nationalistischen Swo-boda-Partei gibt es etwa auch die Udarm-Bewegung von Witali Klitschko.

Ich meine damit nur diejenigen, die jetzt in Kiew tatsächlich das Sagen haben, Leute wie Oleg Tjagnybok oder Dmitri Jarosch, Witali Klitschko oder Julia Timoschenko sind selbstverständlich keine Extremisten. Aber sie handeln jetzt in einem Rahmen, der von den nationalistischen Kräften bestimmt wird. Die erste Amtshandlung der neuen Regierung war die Vorbereitung einer Gesetzesvorlage zur Abschaffung der regionalen Sprachen, darunter des Russischen. Das ist ein direkter Angriff auf die Möglichkeit aller Ukrainer, ihre eigene Muttersprache zu sprechen.

Das Referendum und der jetzt stattfindende Anschluss an Russland verstiessen gegen Völkerrecht, sagen die USA und die EU. Sie behaupten das Gegenteil.

Das Recht auf Selbstbestimmung ist im Artikel 1 der Uno-Charta verankert. Das Volk der Krim konnte dieses Recht aufgrund der Politik der Zentralbehörden in Kiew nicht realisieren. 1992 wurde die Verfassung der Krim verabschiedet. Schon 1995 wurde diese durch den Obersten Rat und den Präsidenten der Ukraine ohne die Zustimmung des Volks ausser Kraft gesetzt, und die Krim verlor ihren Status als autonome Republik.

Wie ist die Aussage von Wladimir Putin zu werten, er anerkenne die Ukraine als unabhängigen Staat? Die Bewohner der Krim haben sich ja für Russland entschieden.

Nach dem Referendum ist die Krim ein unabhängiger Staat, sowohl von der Ukraine als auch von der Russischen Föderation. Parlament und Regierung der Krim wollen diesen Status jetzt ändern und sind an die Verfassungsorgane der Russischen Föderation gelangt. Bis zur Mitgliedschaft in der Russischen Föderation ist es noch ein langer Weg.

Hat der Westen den Putsch gegen Wiktor Janukowitsch aktiv unterstützt?

Einige Vertreter des Westens haben die Umstürzler ermuntert. Wir alle haben gesehen, wie auf dem Maidan die amerikanischen Senatoren John McCain und Chris Murphy, die stellvertretende Staatssekretärin Victoria Nuland und der Botschafter der USA in der Ukraine, Jeffrey Payette, aufgetreten sind. Oder die EU-Kommissarin für Aussenpolitik, Catherine Ashton, der ehemalige

deutsche Aussenminister Guido Westerwelle oder der polnische Ex-Premier Jaroslaw Kaczynski. Das spricht für sich.

Die Russische Föderation sei nicht viel mehr als eine Tankstelle, die sich als Staat getarnt habe, sagt Senator McCain. Hillary Clinton verglich Putin gar mit Hitler.

McCain ist als professioneller Russland-Hasser bekannt. Was Hillary Clinton angeht, kann ich nur bedauern, dass so eine angesehene Politikerin sich auf solche Vergleiche einlässt. Zumal die betreffenden Personen keine Regierungsverantwortung tragen, sollten wir diese Worte nicht auf die Goldwaage legen.

Nehmen wir an, es gäbe eine vergleichbare Situation in Mexiko. Würden russische Politiker dorthin reisen und gegen die USA agitieren?

Das wäre für uns undenkbar.

Falls die Ukraine dereinst der EU beitrete, wäre das kein Problem für Russland?

Wir betrachten die Ukraine als souveränen Staat. Wenn das Volk demokratisch entscheidet, dass es sich der EU annähern und Mitglied werden will, würden wir ein solches Resultat selbstverständlich anerkennen und respektieren. Trotzdem muss ich betonen, dass Russland eine eigene Integrationsbewegung in Gang gesetzt hat, etwa mit Kasachstan und Weissrussland. Aus unserer Sicht wäre es logisch, wenn die wirtschaftlich und kulturell nach Osten orientierte Ukraine in diese Vereinigung eintritt. Wirtschaftlich wäre es für die Ukraine schwierig, sich in die EU einzupassen. Aber ich verstehe diejenigen, die sagen: «Unser Traum ist es, als Europäer angesehen zu werden.» Allerdings: Auch wir Russen sind Europäer. Äusserlich unterscheiden wir uns kaum von Schweizern und Briten, haben aber unsere eigene Geschichte und Kultur. Die wirtschaftlichen Grossräume werden weiter miteinander verschmelzen.

Auch in der Ost-Ukraine brodelt der Konflikt bedrohlich. Präsident Wladimir Putin kündigte an, die dort lebenden ethnischen Russen zu schützen. Wird Russland intervenieren und sich die Ost-Ukraine ebenfalls einverleiben?

Russland setzt sich mit friedlichen Mitteln für die in der Ukraine lebenden Russen ein. Wir sehen, dass die Lage in der Ost-Ukraine sehr gespannt ist. Die neuen Polizeikräfte verhaften Bürger, die sich für die Sicherheit einsetzen, und es gibt Demonstrationen mit dem Ziel, Gefangene freizubekommen. Auch möchten die neuen Machthaber die regionalen, von Kiew entsandten politischen Amtsträger entlassen. Illegitime Politiker in Kiew möchten illegitime Politiker in den Regionen installieren.

Ist für die Ost-Ukraine ein ähnlicher Weg denkbar, wie ihn jetzt die Krim einschlägt?

Für diese Regionen ist es schwieriger, sich von der Ukraine zu trennen, weil dort die ethnischen Ukrainer in der Mehrheit sind. Wir haben aber ein Interesse daran, dass die Ukraine als einheitlicher Staat bestehen bleibt. Ehe wir die jetzige Führung als legitim erachten, braucht es aber mehrere Schritte: Zunächst muss der Maidan entwaffnet werden, und die Bewaffneten müssen in ihre Regionen zurückkehren. Dann braucht es eine Verfassungsreform und eventuell ein Referendum darüber. Auf dieser Grundlage können Parlaments- und Präsidentschaftswahlen stattfinden.

Worin sehen Sie die Rolle von Vermittlern wie der Schweiz?

Neben dieser Agenda, die ich eben skizziert habe, braucht es die Einsicht, dass es sich um einen innerukrainischen Konflikt handelt.

Braucht es dann die OSZE und den für sie vermittelnden Schweizer Botschafter Tim Guldemann noch?

Wir brauchen sie, aber nicht für die bisherige Aufgabe.

Aussenminister Didier Burkhalter sagte, der Bundesrat denke darüber nach, sich an den Sanktionen gegen Russland zu beteiligen. Ist das nicht eine Verletzung der Neutralitätsposition, auf die wir als Vermittler besonders achten sollten?

Sie stellen eine prekäre Frage. Die erste Reaktion, die ich von Bundesrat Didier Burkhalter nach dem Referendum gehört habe, war sehr ausgewogen. Er betonte, dass keine übereilten Schritte angezeigt seien. Das ist eine gute und richtige Herangehensweise. Wir vertrauen darauf, dass die Schweiz ihre Rolle als neutraler Staat und Vorsitzende der OSZE wahrnimmt im Sinne der Schlichtung dieses Konfliktes. Aber wir versuchen die Schweizer Regierung zu überzeugen, dass es um einen innerukrainischen Konflikt geht, nicht um eine Auseinandersetzung zwischen Moskau und Kiew.

Ist das nicht naiv? Die Ukraine gehört zur russischen Einflussphäre. Russland muss doch mit am Tisch sitzen.

Das tut es ja auch. Ohne unsere Zustimmung werden in der OSZE keine Beschlüsse gefasst. Die Vermittler sollten sich aber das Programm, das ich dargelegt habe, auf die Fahne schreiben. Es gab eine Vereinbarung zwischen Janukowitsch und der Opposition. Allerdings hat nur Janukowitsch seinen Teil erfüllt, die anderen nicht. Ich erinnere daran, dass auch die Aussenminister Frankreichs, Polens und Deutschlands an der Aushandlung beteiligt waren. Warum setzten sie sich nicht dafür ein?

Janukowitsch ist weg, mit ihm kann man nicht mehr verhandeln.

Er behauptet, er sei gesetzmässiger Präsident.

Im Westen befürchten viele, Russland strebe danach, die alten Sowjetrepubliken wieder

zu integrieren. Wie zerstreuen Sie diese Sorge?

Wir sehen die früheren Sowjetrepubliken als selbständige, gleichberechtigte Nachbarn auf Augenhöhe. Alle Verträge, die wir mit ihnen abschliessen, sind völkerrechtlicher Natur. Russland zwingt niemanden zu wirtschaftlicher, politischer, geschweige denn zu militärischer Zusammenarbeit. Wir erwarten von den Republiken aber, dass sie sich an die Verträge halten. Ich habe kürzlich mit Erstaunen in der NZZ gelesen, dass Russland 2008 Georgien angegriffen habe. Dabei ging die Aggression klar von Georgien aus. Trotzdem wird Russland als Aggressor dargestellt – auch im aktuellen Fall wieder.

Können Sie verbindlich ausschliessen, dass es sich bei den Uniformierten ohne Hoheitszeichen auf der Krim um heimliche russische Spezialeinheiten handelt?

Ich war in diesen Tagen nicht auf der Krim. Ob es sich um Soldaten, Freischärler oder Bürgerwehren handelt, kann ich nicht sagen. Russland hat nach dem Vertrag mit der Ukraine betreffend die Schwarzmeerflotte das Recht, bis zu 25 000 Einheiten zu stationieren, nicht nur Seeleute, sondern auch fast 2000 Marinesoldaten zum Schutz der Objekte der Schwarzseeflotte.

Putin hat das Land 1998 vor dem Bankrott bewahrt und einen blutigen Zerfall des atomwaffenstarrten Imperiums verhindert. Der Westen nimmt diese Leistung kaum zur Kenntnis. Warum gelingt es Russland nicht, mehr Verständnis für seine Sicht der Dinge zu fördern?

Weil man im Westen keine russische Sprache spricht. Man versteht darum nicht, was in Russland passiert. Die westliche Politik ist auf das Feindbild Russland fixiert.

Wo liegen die tieferen Ursachen für diese Fremdheit?

Es gibt immer wieder politische Kräfte, die alte Feindbilder pflegen. Politiker, die Russland besser kennen, betrachten die Dinge anders.

Die Sowjetunion war ein Vielvölkerstaat, auch das Zarenreich. Da stellt sich doch auch heute die Frage nach dem Territorium. An welcher Referenzgrösse orientiert sich Putin?

Putin erachtet das Russland in seinem jetzigen Umfang als Grenze seiner verfassungsmässigen Befugnisse. Zusätzlich zum russischen Staat gibt es aber eine russische Welt, bestehend aus den Russen, die nicht in ihrem Land leben. Für uns ist es wichtig, dass sie ihre Möglichkeiten und Rechte wahrnehmen können, insbesondere wenn sie – wie in der Ukraine – sehr zahlreich vertreten sind.

Als Neuenburger und Romand müsste Aussenminister Burkhalter Freude an Ihrer Position haben: Schutz der sprachlichen Minderheiten.

Das werde ich jetzt lieber nicht kommentieren. ○

Chinesische Fassadenmalerei

Von Hansrudolf Kamer — In der Krise um die Ukraine verteidigt China zwar das Prinzip der Nichteinmischung. Doch Peking fürchtet mehr die umstürzlerische Dynamik als ethnischen und regionalen Separatismus.



Es ist ein schöner Gedanke, dass Staaten nach gewissen Prinzipien handeln. Zumindest wenn ihre Interessen betroffen sind. So hat sich im Uno-Sicherheitsrat bei der Abstimmung über den westlichen

Resolutionsentwurf zum Krim-Referendum China der Stimme enthalten. Russland blieb mit seinem Veto allein.

Für Moskau war das eine Enttäuschung, denn das russische Aussenministerium hatte in einer früheren Phase der Krise von einer weitreichenden Übereinstimmung der Positionen Chinas und Russlands hinsichtlich der Ereignisse in der Ukraine gesprochen. Die Russen wollten den Eindruck erwecken, dass die westliche Kritik durch die chinesische Unterstützung mehr als wettgemacht wird.

Doch bei der Debatte über die Uno-Resolution plädierte der chinesische Uno-Botschafter für die Souveränität und die territoriale Integrität aller Staaten. Das ist oder war ein grundlegendes Prinzip der deklarierten Aussenpolitik. Es schien auch langfristig eine konsistente Haltung zu verkörpern.

Bei einer vergleichbaren Abstimmung im Uno-Gremium über den Konflikt zwischen Russland und Georgien 2008 hatte sich Peking der Stimme enthalten, als Moskau die georgischen Provinzen Abchasien und Südossetien besetzte. China hat die Unabhängigkeitserklärungen der beiden georgischen Gebiete bis heute nicht anerkannt.

Als die Sowjetunion 1968 in Prag intervenierte und 1979 in Afghanistan einmarschierte, verhielt sich Peking gleich. Auch wenn der Westen militärisch eingriff, wurde das Prinzip hochgehalten. Vom Luftkrieg der Nato im Kosovo 1999 bis zur Invasion der Amerikaner im Irak 2003 machte China immer wieder klar, dass eine «Einmischung in die inneren Angelegenheiten» eines andern Landes inakzeptabel sei.

Angesichts dieser Prinzipienfestigkeit über Jahrzehnte hinweg kann China das Referendum über den Anschluss der Krim an Russland nicht so einfach hinnehmen. Dafür gibt es auch handfeste Gründe. Wenn die Bevölkerung der Krim abstimmen darf, wäre auch ein Referendum über die Unabhängigkeit Tibets oder Taiwans möglich. Millionen von Mongolen und

Uiguren würden gerne über einen Austritt aus dem chinesischen Zwangsverbund befinden. Nicht nur Russland, auch China hat sich fremde Völker über die Jahrhunderte einverleibt. Deshalb: eine hochkomplexe Gemengelage mit Argumenten für jede Situation.

Angst vor «farbiger Revolution»

Und China hat noch andere Interessen handfester Natur. Nach dem Ende des Kalten Kriegs hatte sich das globale Gleichgewicht zugunsten der Amerikaner und des Westens verschoben. Eine Art strategische Partnerschaft mit Moskau schien angesagt, damit die Kirche im Dorf blieb.

China misstraut grundsätzlich der Dynamik der westlichen Politik, und das Regime neigt dazu, hinter jedem Aufstand auf dem Globus westliche Wühlaktivitäten zu sehen. Seit dem Tiananmen-Massaker von 1989 steht die Befürchtung im Raum, dass es mit westlicher Unterstützung gelingen könnte, in China eine «farbige Revolution» zu inszenieren, welche die Herrschaft der kommunistischen Herrscherclique beenden würde.

Obwohl kurz nach der Flucht Janukowitschs aus Kiew ein chinesischer Diplomat erklärt hatte, China respektiere die «Wahl des ukrainischen Volkes auf der Basis nationaler Bedingungen», ist der Umsturz doch ein Schre-

ckensmodell für China. So ortete Peking schnell eine westliche Operation hinter dem Sturz des ukrainischen Präsidenten.

Als sich die Dinge weiter entwickelten, schrieb Xinhua von einem «westlichen Fiasco». Der Westen sei nun unfähig, die Unordnung aufzuräumen, die er angerichtet habe. Und der russische «Widerstand» sei Ausdruck allgemeiner Unzufriedenheit mit den Westmächten.

Deshalb ist die Vorstellung, dass China «berechenbar» bleibt und sich in jedem Fall gegen eine äussere Intervention ausspricht, ein frommer Wunsch. China hat sich zwar nicht explizit auf die Seite Russlands gestellt. Es ruft alle Parteien dazu auf, mit Dialog und Verhandlungen die Differenzen zu beseitigen. Das ist nur Fassadenmalerei. Sanktionen der Amerikaner und Europäer wird China nicht unterstützen. Ein Gespräch Präsident Obamas mit Chinas oberstem Führer Xi Jinping fruchtete so wenig wie die übrige Telefondiplomatie. Chinas oberflächlich ausgewogene Haltung läuft auf eine Rückenstärkung Putins hinaus.

Den Nachbarn Chinas – mit vielen von ihnen gibt es Territorialdispute – sendet der Verzicht auf eine Kritik an der russischen Machtpolitik im «nahen Ausland» ein ominöses Zeichen. Es deutet an, dass China in der eigenen, immer expansiver definierten Interessensphäre selber aktiv werden könnte.

Der Aussenminister Wang Yi liess sich entsprechend doppeldeutig vernehmen: China werde jeden Zentimeter Territorium verteidigen, der «uns gehört». Genau darum, was zu China gehört, drehen sich diese Dispute. Normalerweise kann niemand den Fünfer und das Weggli behalten. Doch China versucht es. Putin zeigt den Weg.



Handfeste Gründe: Präsidenten Xi Jinping, Putin.

Die «steuerfaule Geldelite»

Von Christoph Mörgeli

Vom reichen Wurstfabrikanten zum armen Würstchen: In einer Art Schauprozess wurde der Steuersünder Uli Hoeness als Staatsschädling ins öffentliche Fegefeuer gestossen. Dabei hatte der ebenso tüchtige wie süchtige Börsianer eben noch im *Handelsblatt* gegen «Banker und Spekulanten» gewettert, welche «die grossen Partys feiern» und «vom Bonus den neuen Ferrari kaufen». Sünder sind besonders reizbar durch die Sünden der Welt.

Das hiesige Sprachrohr des gerade modischen Moralismus heisst *Tages-Anzeiger*. Dieser titelte nach dem Hoeness-Urteil als freiwilliger Hilfssheriff des Steuerstaates drohend an die Adresse der Villenquartiere: «Eine Warnung für die steuerfaule Geldelite». Mir liegen die exakten Steuerdaten eines Vertreters dieser angeblich «steuerfaulen Geldelite» vor. Der verheiratete Zürcher reformierter Konfession erzielt aus seinem Vermögen von 49,54 Millionen ein steuerbares Einkommen von 873 000 Franken. Davon verbleiben nach Abzug des Eigenmietwertes 788 000 Franken. Er wohnt in einer relativ steuergünstigen Zürichseegemeinde. Und bezahlt dennoch jährliche Steuern von sage und schreibe 540 863 Franken – also fast 70 Prozent.

So also steuert unsere «steuerfaule Geldelite». Eine Geschäftstätigkeit wäre bei diesem System eine reine Dummheit. In Deutschland gibt's weder einen Eigenmietwert noch eine Vermögenssteuer, dafür einen Spitzensteuersatz. Unser Vertreter der «steuerfaulen Geldelite» würde in der angeblichen Steuerhölle Deutschland erheblich besser fahren als im angeblichen Steuerparadies am Zürichsee. Unsere «steuerfaule Geldelite» wäre gut beraten, die Schweiz fluchtartig zu verlassen. Etwa in Richtung London, eine wahre Steueroase, wo aus dem Ausland stammende Einkommen überhaupt nicht besteuert werden.

Wer mag sich politisch schon einsetzen für die Minderheit der Vermögenden? Wo sind die Kämpfer gegen die soziale Ungerechtigkeit, wenn die «Reichen» bei den heutigen Anlagen kaum Rendite erzielen, dafür Teuerung und Besteuerung tragen müssen. Die Vermögenden können den realen Substanzwert oft nicht halten, was das Eigentumsrecht und damit die Verfassung verletzt. Ein Dank der nehmenden Mehrheit an die gebende Minderheit wäre wohl zu viel erwartet. Als «steuerfaule Geldelite» sollte man unsere steuerfleissigen Leistungsträger aber nicht verleumden.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Tiki-Taka im Casino

Von Peter Bodenmann — Nur eine Tobin-Steuer hätte den Schwerstsüchtigen Hoeness gerettet.



Bis zu 300 Transaktionen pro Tag: Steuersünder Hoeness.

Uli Hoeness war als Marke ein barockes Gesamtkunstwerk. Wurstmetzger, Bayer, FC Bayern und CSU in einem. Daneben Sepp-Blatter-Mobber und St.-Pauli-Chaoten-Retter.

Es gab aber nicht nur einen Uli Hoeness. Denn einer war zu wenig. Hoeness war ein Wanderer zwischen Welten. Eine dieser Welten war das Casino Vontobel.

Die bayrische Justiz wollte die Details nicht kennen. Innert weniger Tage stieg die Summe der nicht bezahlten Steuern von 3,5 auf 28,2 Millionen Euro. Niemand hat die 70 000 Seiten Transaktionen, die über die Bank Vontobel abgewickelt wurden, im Detail ausgewertet. Viele Fragen sind und bleiben offen.

Der Richter wollte möglichst schnell einen Schlusstrich ziehen. Genau wie Uli Hoeness, der jetzt für einen kurzen Boxenstopp von 21 Monaten in den frischrenovierten Hitler-Knast Landsberg wandert. Und das dank Freigang und Ferien nur in Teilzeit.

Hoeness wird – wie Kachelmann bemerkt – auch im Knast der König sein. Nichts fasziniert die Randständigen mehr als Fussball und Tiki-Taka in der Welt des Legalen, Illegalen und Scheissegalen.

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* forderte die Münchner Staatsanwaltschaft auf, den Fall weiterzuziehen, damit etwas Licht in das Dunkel der Vontobel-Konten kommt. Sicher ist nur wenig: Die Bank Vontobel muss – um

die ganzen Aufträge zu bewältigen – rund um die Uhr ein kleines, feines Hoeness-Zockerstübli betrieben haben. Bei jeder Hoeness-Transaktion – pro Tag sollen es bis zu 300 gewesen sein – verdiente die Bank mit. Unabhängig davon, ob der Bayer fremdes Geld gewann oder verlor.

Der Casino-Kapitalismus im Bereich der Devisenspekulationen schafft keine Werte. Was der eine gewinnt, verliert der andere. Die Tobin-Steuer würde ihn austrocknen. Hoeness war schwersüchtig. In jedem Casino hätte man ihm den Zutritt verbieten müssen. Anders im feinen Zürcher Vontobel-Casino.

Ob Hoeness die offenen Steuerschulden von 60 bis 100 Millionen Franken bezahlen kann, ist offen. Vielleicht muss und wird die Bank Vontobel mit einem Kredit aushelfen, damit nicht zu viel Licht in das Dunkel des Schweizer Casino-Kapitalismus dringt. Wegen des bösen Onkels Gabriel in Berlin.

In drei Jahren wird der FC Bayern nicht mehr funktionieren. Spätestens dann werden die Fans nach Hoeness rufen. Und der Uli wird in eine seiner Welten zurückkehren. Barocke Wiederauferstehung.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ein seltsames Paar

Von Kurt W. Zimmermann — Tamedia und NZZ sind kuriose Konkurrenten. Sie sind im gleichen Markt und machen das Gegenteil.

Zahlen sind das eine. Personen sind das andere. Zahlen sagen aus, wie erfolgreich Unternehmen sind. Personen sagen aus, warum Unternehmen erfolgreich sind.

Zuerst also die neusten Zahlen.

Im Jahr 2013 machte die Zürcher Tamedia-Mediengruppe einen Umsatz von 1061 Millionen Franken und einen Gewinn von 128 Millionen. Das ist eine Umsatzmarge von rund zwölf Prozent. Das ist gut.

Im Jahr 2013 machte die Zürcher NZZ-Mediengruppe einen Umsatz von 482 Millionen Franken und einen Gewinn von 31 Millionen. Das ist eine Umsatzmarge von rund sechs Prozent. Das ist schlecht.

Wie kann es sein, dass auf demselben Medienmarkt das eine Unternehmen dermassen erfolgreich, das andere Unternehmen aber dermassen erfolglos agiert?

Damit sind wir bei den Personen.

Bevor wir die Personen beschreiben, müssen wir zehn Jahre in die Historie zurück. Im Jahr 2003 lagen die beiden Konkurrenten noch gleichauf. Sie lagen gleichauf in der Misere. Tamedia machte damals einen Umsatz von 570 Millionen, die NZZ einen Umsatz von 460 Millionen. Beide verdienten nichts.

Seitdem hat Tamedia ihren Umsatz fast verdoppelt und macht grosse Gewinne. Die NZZ stagniert seitdem und macht kleine Gewinne.

Damit wären wir endgültig bei den Personen.

VR-Präsident von Tamedia ist Pietro Supino. CEO ist Christoph Tonini. Beide sind seit langem in der Firma und haben je zwanzig Jahre Erfahrung im Verlagsgeschäft. Der eine ist Zürcher, der andere ist Zürcher.

VR-Präsident der NZZ-Gruppe ist Etienne Jornod. CEO ist Veit Dengler. Beide kamen erst 2013 in die Firma und hatten zuvor nicht eine Sekunde Erfahrung im Verlagsgeschäft. Der eine ist Westschweizer, der andere Österreicher.

Es ist darum ein unfaires Duell. Zwei Profis gegen zwei Novizen. Zwei Insider gegen zwei Quereinsteiger. Zwei Eingeborene gegen zwei Zuwanderer.

Was ist der Unterschied zwischen Profis und Novizen? Profis haben keine Träume.

Das Tamedia-Duo hat eine einfache Strategie. Sie heisst: «Gestern ist gestern.»

Im schrumpfenden Zeitungsgeschäft treten Supino und Tonini darum eine Sparrunde nach der anderen los, zuletzt in der Westschweiz und bei den Zürcher Lokalzeitungen. Das führt jeweils zu Demonstrationen von Angestellten, Gewerkschaftern und Wutbürgern

vor dem Tamedia-Gebäude. Das interessiert die beiden ungefähr gleich stark, wie den FC Zürich ein gelegentliches Pfeifkonzert im eigenen Stadion interessiert.

Dafür investierte Tamedia Hunderte von Millionen ins Online-Geschäft der Zukunft. Mit Homegate.ch und Jobs.ch ist man bereits Marktleader im ertragsstarken Bereich der digitalen Marktplätze.

Das NZZ-Duo hat ebenfalls eine einfache Strategie. Sie heisst: «Gestern ist morgen.»

Darum investieren Jornod und Dengler nun massiv ins «Kerngeschäft der Publizistik», obwohl dieses Geschäftsmodell überall rückläufig ist. In Österreich will man gar ein neues journalistisches Produkt lancieren. Die Offensive, so kündigen die beiden heute schon an, wird im Jahr 2014 zu einem «deutlich schlechteren Betriebsergebnis» führen.

Dafür investierte die NZZ nicht ins Online-Geschäft der Zukunft. Sie ist das einzige grössere Medienhaus Europas, das im ertragsstarken Bereich der digitalen Marktplätze bis heute praktisch nichts zu bieten hat.

Novizen, anders als Profis, haben noch Träume. Doch auch wenn die Träume nicht in Erfüllung gehen sollten, so haben sie durchaus ihre Vorteile.

Es gab noch nie eine Demonstration von Angestellten, Gewerkschaftern und Wutbürgern vor dem NZZ-Gebäude.



«Gestern ist morgen»: NZZ-Chef Dengler.

Toy Boy

Von Beatrice Schlag — Wann ist der Mann kein Spielzeug mehr?

Jennifer Lopez hat einen Jünger. Madonna auch, und das nicht zum ersten Mal. Ebenso Mariah Carey, Julianne Moore und meine Freundinnen C., F. und O., die mit ihren jüngereren Männern alle Kinder haben. Ihre Beziehungen dauern seit einiger Zeit und werden vielleicht noch lange halten. Vielleicht auch nicht, wie viele andere Beziehungen. Aber sie geben ausgiebiger zu reden als andere, weil der Mann ein Stück jünger ist als die Frau. Denn der normale Mann will angeblich eine Frau, deren Jahrgang etliche Jahre über seinem liegt. Wenn er jüngere Frauen zufällig nicht unwiderstehlich reizvoll findet, verpasst man ihm den Titel «Toy Boy». Heisst, er ist ein Spielzeug in den Händen einer raffinierten Frau, die weiss, wie ergiebig sich die körperlichen Reize eines jüngeren Mannes nutzen lassen. Es ist eines der miesesten und gedankenlosesten Etiketten, die eine angeblich aufgeschlossene Gesellschaft verpasst. Es beleidigt die Männer genauso wie die Frauen.



Fantasien der andern

Vor allem aber beleidigt es unseren ansonsten gesunden Sinn dafür, dass zwei, die sich zusammmentun, das mit der Hoffnung auf eine frohe Zukunft angehen, weil sie gern zusammen sind, was immer wir davon halten. Stattdessen haben wir Fantasien von unersättlichen Frauen und jüngeren Männern, die ihnen zu Diensten sind. Es fragt nie jemand, warum die jüngeren Männer von ihren älteren Frauen begeistert sind. D., F. und S. denken nicht daran, ihren jüngeren Männern Geld rüberzuschieben. Erstens haben sie es nicht, zweitens erwarten die Männer es nicht. Es sind die Fantasien der andern. Als die Chinesin Wendi Deng den Medienzar Rupert Murdoch heiratete, war sie 30 und er 68. Der Ausdruck «Toy Girl» war nirgends zu lesen. Sie war die raffinierte Goldgräberin, die wusste, wie man einen schwerreichen Unternehmer angelt. Sie waren dreizehn Jahre lang verheiratet und bekamen zwei Kinder. Wenn Wendi Deng nur sein Geld wollte, wäre sie auch fünf Jahre nach der Hochzeit bei der Scheidung üppig abgefunden worden. Können wir endlich damit aufhören, uns mit unseren billigsten Fantasien zufriedenzugeben?

Nicht stören!

Von Henryk M. Broder — Politiker reagieren immer schamloser auf Kritik und Widerspruch.



Immer wieder hört man den Satz, die «Politikverdrossenheit» nehme zu. Keine Talkshow, in der nicht wenigstens ein Teilnehmer, meistens ein Politiker, diese Behauptung in

die Runde werfen würde mitsamt Ratschlägen, was man dagegen tun sollte. Zum Beispiel: «die Menschen draussen im Lande dort abholen, wo sie sind» – als wären sie Kinder, die sich im Wald verlaufen haben. Sehr beliebt ist auch der Vorschlag, die Politik dürfe «die Menschen mit ihren Sorgen nicht allein lassen».

Tatsächlich kann von Politikverdrossenheit keine Rede sein. Was es freilich gibt, ist eine Politikverdrossenheit. Diese wird von den Politikern zum Beispiel dann genährt, wenn sich die Abgeordneten des Bundestages eine satte Diätenerhöhung genehmigen, während eine Erhöhung des Kindergeldes um zwei Euro pro Kind vertagt wird, weil die Regierung sparen muss. Da werden die Menschen da draussen im Lande schnell ungehalten.

Auf die Politikverdrossenheit der Bürger reagieren die Politiker mit kaum verhohlener Demokratieverdrossenheit. Die Herrschaft des Volkes könnte so schön sein, wenn das Volk nicht dauernd dazwischenreden würde! Wenn der stellvertretende Bundesvorsitzende der SPD, Ralf Stegner, die Schweizer auf dem Weg in die «Verblödung» sieht, weil sie für eine Begrenzung der Masseneinwanderung gestimmt haben, dann meint er nicht nur die Eidgenossen, er meint alle, die sich nicht so verhalten, wie die Regierung es von ihnen erwartet.

Sind die Bürger mit der Energiewende und den Massnahmen zum Klimaschutz einverstanden, beweisen sie politische Reife. Äussern sie Kritik, gar Widerspruch, werden sie zu Störern. Zu diesen zählt inzwischen auch das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe. Der Vorsitzende der CDU-Fraktion im Bundestag, Volker Kauder, hat in einem Interview die Hüter der Verfassung aufgefordert, bei ihren Entscheidungen Rücksicht auf die Interessen der Politik zu nehmen. Der Grund für Kauders Intervention war die Aufhebung der Drei-Prozent-Klausel bei den Wahlen zum Europaparlament. So klar und so schamlos ist der Grundsatz der Gewaltenteilung lange nicht mehr in Frage gestellt worden.

Deutschland auf dem Weg in eine lupenreine Demokratie.

Fremde Schiedsrichter

Von Silvio Borner — Nicht nur im internationalen Fussball, auch in der Politik und in der Wirtschaft braucht es weltweit verbindliche Regeln.

Souveränität ist die Macht eines Staates, seine politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen landesweit durchzusetzen. Letzteres wenn nötig mit staatlichem Zwang durch Gerichte und die Polizei. Der Staat verfügt also über ein internes Rechtsetzungsmonopol bei der Schaffung von Spielregeln und ein Gewaltmonopol bei deren Durchsetzung. Fremde Gesetzgeber sind absolut kein Thema.

Nun ist jeder noch so souveräne Staat auf internationale Zusammenarbeit angewiesen und daher interessiert, mit anderen souveränen Ländern oder internationalen Organisationen Staatsverträge abzuschliessen. Dadurch entsteht internationales Recht: Die beschlossenen Spielregeln sind von allen Signatarstaaten einzuhalten. Aber wie kann man die Durchsetzung für alle Beteiligten gewährleisten?

Ohne «fremde Richter» geht das nicht. Nehmen wir als Beispiel den Fussball, wo die Fifa das Regelwerk weltweit verbindlich festlegt und alle Mitgliedsländer darauf verpflichtet. Ich habe vor Jahren an einer Tagung in Lateinamerika die Frage aufgeworfen, warum die dortigen Länder fast nur im Fussball weltweit führend sind. Meine Antwort war, dass sie sich hier an die gleichen Regeln halten müssen wie alle anderen und deshalb besonders viel Talent und Geld investieren, um erfolgreich zu sein.

Deshalb stört sich auch in der Schweiz kein Mensch daran, dass ganz selbstverständlich bei jedem internationalen Match ein «fremder Schiedsrichter» die Regeln durchsetzt. Wir sind natürlich frei, den 16-Meter-Raum auf 20 Meter zu vergrössern und wie bei den reinen Nationalsportarten Schwingen oder Hornussen ganz unter uns zu bleiben und auf «fremde Schiedsrichter» zu verzichten.

Die Schweiz hat profitiert

Ein weiteres Beispiel sind Verträge zwischen Grossfirmen aus verschiedenen Ländern, etwa für Joint Ventures. Auch hier ist es ganz natürlich, dass man sich auf einen Gerichtsstand einigt oder – noch besser – im Voraus ein international zusammengesetztes Schiedsgericht damit beauftragt, im Streitfall endgültig zu entscheiden. Auch hier gehören «fremde Schiedsrichter» zum Alltag.

Man kann natürlich einwenden, dass sowohl internationaler Fussball wie internationale Joint Ventures rein private Angele-

genheiten sind. Abersie zeigen stellvertretend auf, dass es auch bei länderübergreifenden Verträgen internationale Durchsetzungsmechanismen braucht. Dabei will ich jetzt gar nicht mit den bilateralen Verträgen zwischen der Schweiz und der EU auffahren, sondern auf die Welthandelsorganisation (WTO) ver-

Wir sind natürlich frei, beim Schwingen oder Hornussen ganz unter uns zu bleiben.

weisen. Dieses multilaterale Vertragswerk basiert auf der Meistbegünstigung, die jegliche Konzession des Mitgliedslands A gegenüber dem Mitgliedsland B automatisch auch für alle anderen Mitgliedsländer wirksam werden lässt.

Von diesem Diskriminierungsverbot hat gerade die wirtschaftlich extrem globalisierte

Schweiz wie kaum ein anderes Land profitiert. Und zwar gerade deshalb, weil die Spielregeln der WTO durch «fremde Richter» überwacht und durchgesetzt werden. Die Schiedssprüche sind fachlich sehr gut abgestützt, sodass die «verurteilten» Länder einen Reputationsverlust erleiden. Im Extremfall können sie ausgeschlossen werden, oder die

Gewinner können Sanktionen ergreifen, um den Spielverderbern zu schaden.

Was hat das alles mit den bilateralen Verträgen mit der EU zu tun? Sehr viel, denn wenn uns die Fifa zu viel Souveränität wegnimmt, können wir austreten. Und niemand käme auf die Idee, die WTO müsse ihre Regeln ändern, um den schweizerischen Volkswillen zu respektieren. Das war vor Jahrzehnten schon bei der europäischen Sommerzeit so: Der Volkswille war in einem Referendum dagegen, aber die Vernunft nahm schnell überhand.

Bei den Bilateralen ist es genau so. Niemand hat uns gezwungen, diese Verträge abzuschliessen. Offensichtlich haben beide Seiten darin Rosinen gefunden. Wenn wir das jetzt anders sehen sollten, dann kündigen wir einfach diese Verträge. Wir müssen einfach Kosten und Nutzen abwägen. Pikant ist, dass die grössten volkswirtschaftlichen Kosten der Freizügigkeit von den «flankierenden Massnahmen» ausgehen, die wir ganz souverän allein und teilweise gar gegen den Protest der EU eingeführt haben.



«Eine bittere Enttäuschung, die mich motiviert, den ersten Leserbrief meines Lebens zu schreiben.» Frank Wettlaufer



«Wichtige Argumente»: Spitzendiplomat Guldemann.

Vertane Chance

Nr. 11 – «Diplomat des Ausverkaufs»; Philipp Gut über Botschafter Tim Guldemann

Mir gefällt das Konzept der *Weltwoche*, mit guten Argumenten Position gegen die herrschende Meinung zu beziehen. Tim Guldemanns Kritik an der direkten Demokratie, welche inkonsistente Entscheidungen herbeiführt, hätte meiner Meinung nach zu einer inhaltlichen Auseinandersetzung führen müssen. Was kam, war eine bittere Enttäuschung, die mich dazu motiviert, den ersten Leserbrief meines Lebens zu schreiben. Denn statt sich mit der berechtigten und spannenden Frage auseinanderzusetzen – wie man die direkte Demokratie noch verbessern könnte –, schlug der Autor auf Herrn Guldemann ein und versuchte, ihn mit jahrzehntealten Aussagen zu kompromittieren. Es sieht ganz so aus, als ob Tim Guldemann ein persönlicher Feind des Autors sei.

Schade, dass die Chance vertan wurde, sich mit den wichtigen Argumenten bezüglich der Schwächen der direkten Demokratie auseinanderzusetzen.

Frank Wettlaufer, Münchenstein

Was ist von diesem Botschafter zu halten, welcher sein eigenes Volk in Misskredit bringt und dessen Beschlüsse am liebsten hintergehen würde? Antwort: Dieser Mann ist eine krasse Fehlbesetzung und eine Schande für die demokratische Schweiz. In der Privatwirtschaft wäre seine Entlassung längst beschlossene Sache; nur

der Staat kann sich solche hochdotierten Versager leisten! Warum wandert Genosse Guldemann nicht in ein EU-Land aus und lässt sich dort einbürgern, und mit ihm all die EU-Fans im EDA? Welche Vorteile sehen diese Leute bei einem EU-Beitritt, wenn nicht ihre ganz persönlichen Pfründe in Form von vergoldeten Posten in Brüssel und als EU-Botschafter in Bern?

Liebe *Weltwoche*, bitte geben Sie Opportunisten wie Guldemann nicht eine solch starke Plattform, um seine kleinkarierte Meinung kundzutun. So bekommt er den Eindruck, eine wichtige Botschaft unters Volk zu bringen, die nur in erster Linie seinen EU-Gläubigen dient.

Werner Achermann, Wilen bei Wil

Wunderbare Schilderungen

Nr. 11 – «Landesstolz verkommt zur Illusion»; Interview mit Unternehmer Daniel Model

Herrlich, dieses Interview. Das Lesen hat so gutgetan. Endlich mal ein Unternehmer, der auf all die Missstände bei unseren Obrigkeiten hinweist. Model hat schon vor zehn Jahren kritisiert, dass zu vielen sogenannten Schwachen viel zu oft geholfen wird und somit die ganzen Sozialsysteme dauernd mehr Geld brauchen, das dann bei der Wirtschaft eingefordert wird und somit der Standort Schweiz geschwächt wird. Auch die verdeckten, schleichenden Eingeständnisse an die EU, die Anbiederung unserer Berner Politiker in Brüssel, all dies schildert der Interviewte wunderbar.

Beat Rauber, Gähwil

Ich gratuliere Herrn Daniel Model zu den klaren Worten im Interview. Genau so ist es: Wir werden von unserer Regierung verkauft und verraten, vom Bundesrat bis hinunter zu den Gemeinden.

Peter von May, Wollerau

Beeindruckend

Nr. 11 – «Putin und die Arroganz des Westens»; Robert U. Vogler über Russland

Ich ziehe meinen Hut vor dem Autor dieses Artikels. Einfach brilliant! Diese Berichterstattung gehört für mich definitiv zum Besten, was je in der *Weltwoche* publiziert worden ist. Besser kann man die Ignoranz des Westens gegenüber Russland nicht auf den Punkt bringen. Ich bin beeindruckt!

Ralf Staeheli, La Conversion

Als Historiker finde ich, der Artikel ist eine ausgezeichnete Darstellung der Situation. Es dient weder dem Frieden noch der EU selber, wenn diese immer noch mehr Völker einpacken will. Und schon gar nicht liegt es im Interesse der Schweiz, dass dieser ungleiche Koloss auf tönernen Füßen immer noch grösser und noch arroganter wird. Im 19. Jahrhundert haben Chauvinisten wie der Göttinger Ordinarius für Orientologie Paul de Lagarde (alias Paul Bötticher) von einer Ausdehnung der deutschen Grenzen bis ans Schwarze Meer geschwärmt. Die Russen sollten Platz machen, schrieb er (!). Seither hat sich Deutschland zweimal mit Russland angelegt und beide Male nicht mehr, sondern viel weniger «Lebensraum» gehabt nach dem Krieg. Und dabei hat es Deutschland nie besser gehabt als in der Zeit der Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg, als das Land am wenigsten Lebensraum hatte. Aufbau und Aufstieg ohnegleichen folgten.

Auch die Ukraine kann nur gewinnen, wenn sie sich nicht mit einem Landesteil herumschlagen muss, der gar nicht dazugehören will. Durch das übereifrige Bestreben der EU nach einer Erweiterung um die Ukraine hat die EU das Misstrauen Russlands geweckt, und die dummen Drohungen des Westens haben es verstärkt. Die zu erwartende Reaktion Russlands hat nun alle Länder an der Westgrenze Russlands in Angst und Schrecken versetzt. Da hat der Westen mit dem Feuer gespielt. Der Westen liess es zu, dass die neuen Machthaber in der Ukraine die mit Russland zusammen ausgehandelte Vereinbarung einfach missachteten und Tatsachen schufen. Weshalb regt man sich nun auf, dass halt jetzt die Russen auch Tatsachen geschaffen haben? Und weshalb sollte übrigens der Krim nicht dasselbe Recht zustehen wie dem Kosovo? Danke für diesen klärenden Kommentar.

Friedrich Külling, Hünibach

Die Last der Hauptstadt

Wirtschaftlich gehört der Kanton Bern zu den Schlusslichtern der Schweiz. Hermann Weyeneth, Urgestein der Berner Politik, erklärt, weshalb. Von Christian Mundt und Dominic Büttner (Bilder)

Die Fahrt mit dem Zug von Zürich nach Bern ist erhellend. Bei der Ausfahrt aus dem Hauptbahnhof der Limmatstadt sieht man Baukräne und neue gläserne Hochhäuser am Fenster vorbeiziehen. Das Gegenteil bei der Einfahrt in die Bundesstadt. Rechts unten die Aare, am Ufer eine Badi und ein Bauernhaus, auf der anderen Seite schmucke Einfamilienhäuschen. Kurz vor dem Bahnhof das Kulturzentrum Reitschule, Treffpunkt der linksalternativen Szene und Ausgangspunkt unbewilligter, oft auch gewalttätiger Saubannerzüge durch die Innenstadt.

In Bern treffen wir Hermann Weyeneth. Der 70-Jährige kennt die Berner Politik wie kaum ein anderer. Fünfzehn Jahre sass er im Grossen Rat des Kantons, er war Gemeinderat und -präsident in seinem Wohnort Jegenstorf, 15 Kilometer nördlich der Kantonshauptstadt. Von 1994 bis 2007 sass er im Nationalrat, während sechs Jahren präsidierte er die Berner SVP, die damals die grösste Kantonalsektion und parteiinterner Gegenpart zum Zürcher Flügel um den Industriellen Christoph Blocher war. Gestartet ist er 19-jährig bei der damaligen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei. Kurz vor den kantonalen Wahlen am 30. März erklärt Weyeneth den Zustand des Kantons, der grösster Empfänger im nationalen Finanzausgleich ist und einen rekordhohen Schuldenberg angehäuft hat. Weyeneth kennt nicht nur die Mechanismen der Berner Politik, auch nach seiner aktiven politischen Karriere ist er einer, auf den im Kanton gehört wird.

«Unfähigkeit wird belohnt»

Zum vereinbarten Treffpunkt sind es nur wenige Meter vom Bahnhof. Der Weg führt zuerst durch den «Schlauch» der hauptörtlichen Bahnunterführung. Das Berner Tempo ist gemächlich. Wer den Zürich-typischen Schnellschritt anschlägt, läuft Gefahr, die anderen Passanten regelrecht zu überrennen. Bern tickt anders – bereits auf den ersten Metern.

«Kennen Sie Brasilien?», fragt Weyeneth, auf die Unterschiede zwischen Bern und Zürich angesprochen. «São Paulo ist die Wirtschaftsmetropole. In São Paulo sind die Firmen angesiedelt, es wird gearbeitet, Geld verdient – manchmal bis zur Unanständigkeit.» Mit rund 20 Millionen Einwohnern ist São Paulo die grösste Agglomeration Brasiliens, ist dessen Wirtschafts- und Finanzzentrum. «Zürich ist wie São Paulo», ergänzt Weyeneth. «Demgegenüber steht Rio de Janeiro. In Rio

wird getanzt, das Leben genossen, am Strand gesonnt. In Rio ist Karneval.» Rio de Janeiro, mit 12 Millionen Einwohnern die zweitgrösste Stadt Brasiliens, wird in Reiseführern auch als «Stadt der schönen An- und Aussichten» beschrieben. «Bern ist wie Rio de Janeiro», fährt Weyeneth fort. «Und das nicht erst seit der <Tanz dich frei>-Veranstaltung im letzten Sommer.» In Bern werde das Leben etwas leichter genommen, ist Weyeneth überzeugt.

Bern (der Kanton) ist aber nicht nur Bern (die Stadt): «Die Städte Bern, Thun und Biel tragen das Land, wird immer wieder behauptet. Stimmt aber nicht.» Beispiel Biel: Knapp 82 Millionen Franken zahlten deren Einwohner 2012 an Steuern. Demgegenüber betrug die Ausgaben alleine in der Bildungs-, Sozial- und Kulturdirektion mehr als 88 Millionen Franken. «Was bleibt da noch für das Land übrig?», fragt Weyeneth rhetorisch. «Und der,

«Die Städte tragen das Land, wird immer wieder behauptet. Stimmt aber nicht.»

der das mit seinem jahrelangen Laisser-faire zu verantworten hat, sitzt heute für unseren Stand im Ständerat.» Gemeint ist der Sozialdemokrat Hans Stöckli, der im zweiten Wahlgang in den Ständerat gewählt wurde und dort Adrian Amstutz wieder verdrängte, der ein halbes Jahr zuvor Simonetta Sommaruga beerbt hatte. Von 1990 bis 2010 war Stöckli zwanzig Jahre lang Stadtpräsident und Finanzdirektor von Biel. «Unfähigkeit wird im Staate Bern also belohnt.»

In der Stadt Bern hingegen herrschten die Bürokraten. Zwar habe das Berner Oberland touristisch einiges zu bieten. Aber als es darum ging, die Pisten zu beschneien, hätten sich die kantonalen Behörden aus der Stadt quergestellt. Erst nachdem in allen anderen Kantonen Schneekanonen aufgestellt worden seien, habe die Deputation aus der Stadt ihren jahrelangen Abwehrkampf aufgegeben, erinnert sich Weyeneth. Ähnliches bei den Schnellimbisslokalen. Mit allen Mitteln habe die Stadt versucht, deren Ansiedlung zu behindern. Eingezogen sind sie trotzdem. «Man sieht, die wirtschaftlich grossen Impulse kommen aus der Stadt Bern», meint Weyeneth ironisch.

Und Thun? «Thun ist eine Garnisonsstadt, die hauptsächlich von den Geldern der Bun-



«Bern ist wie Rio»: Expolitiker Weyeneth.





«Jeder macht, was er will»: Landwirt Weyeneth.

desbetriebe lebt.» Dies werde jeweils offensichtlich, wenn im Eidgenössischen Verkehrsdepartement gesparrt werden soll. Sofort würden sich die Thuner wehren, damit dies nicht bei ihnen passiert.

Bern sei kein Wachstumsmotor des Landes. Dies könne man anhand der direkten Bundessteuer gut zeigen, die eine Reichtumssteuer ist. Vergleicht man die Anzahl Steuerzahler mit der von ihnen abgelieferten Summe, so stellt man fest, dass der Kanton Bern im Vergleich mit den Innerschweizer Kantonen, aber auch gegenüber den Wirtschaftsräumen Zürich, Basel und dem Arc lémanique abfällt.

Verschiedene Unternehmen haben den Kanton in den vergangenen Jahren verlassen.

«Ein untrügliches Zeichen dafür, dass die Berner Wirtschaft schwächelt.»

Trotzdem kümmere sich die Verwaltung nicht um die Anliegen der Wirtschaft. «Bern ist wirtschaftsfeindlich», kommentiert der ehemalige Grossrat. Bauland in der Stadt zu bekommen, sei für einheimische Firmen schwierig. Und bis dann eine Baubewilligung kommt, dauert es im Bernischen länger als in anderen Kantonen. Ein weiteres Beispiel für die mutwillige Verschlechterung der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen aufgrund einer wirtschaftsfeindlichen Ideologie ist die Ausweitung der Abfallgebühren, welche die SP-Gemeinderätin Ursula Wyss in der Stadt Bern einführen wollte (siehe *Weltwoche* Nr. 43/13). Nicht zuletzt die Unternehmenssteuern, welche mit 18 Prozent im hinteren Mittelfeld liegen, machen den zweitgrössten Kanton des Landes wenig attraktiv.

Ein weiteres Beispiel bernischer Wirtschaftsfeindlichkeit ist die geplante und zwischenzeitlich sistierte Erhöhung der Grimsel-Staumauer. «Kein privates Unternehmen könnte sich diesen Rechtsstreit – dreimal bis ans Bundesgericht wegen eines kleinen Wäldchens – leisten, sondern würde wegziehen», kommentiert Weyeneth. Tatsächlich haben verschiedene Unternehmen den Kanton in den vergangenen Jahren verlassen. Beispielsweise beide Basler Pharmariesen: Novartis verlegte seine Berner Dépendance in die Innerschweiz, Roche schloss den Produktionsbetrieb von Insulinpumpen in Burgdorf. Daneben gibt es zahlreiche kleinere und mittelgrosse Firmen, die Bern den Rücken gekehrt haben. Dass der Kanton Bern eine unterdurchschnittliche Anzahl Unternehmen hat, zeigt ein weiteres Beispiel: Während im Kanton Zürich knapp 30 Prozent der Einkommens- und Gewinnsteuern von Unternehmen bezahlt werden, sind es in Bern nur 14 Prozent.



Bern war allerdings nie eine Wirtschaftsmacht. Der Stadtstaat war eine feste Grösse zwischen den Burgundern und den Habsburgern, wovon das Berner Wappen an verschiedenen Schlössern und Burgen noch heute zeugt. Bis zu seiner Auflösung Ende des 18. Jahrhunderts galt Bern als mächtigster und grösster Stadtstaat nördlich der Alpen. Sein Gebiet reichte vom Genfersee bis in den Aargau, von den Berner Alpen bis zum Jura. Im Kriegsdienst für fremde Herren wurde das Geld verdient. Eine wirtschaftliche Blütezeit gab es lediglich Ende des 19. Jahrhunderts mit der Gründung der BLS Lötschbergbahn und dem Aufkommen der Elektrizität. Mit den Weltkriegen endete aber die wirtschaftliche Blüte Berns.

Heute sind die grössten Unternehmen im Kanton staatsnahe Betriebe: die Swisscom, die Post oder die Ruag. Ihre Niederlassung im Kanton liegt in der Nähe zum Bundeshaus begründet. Die Wahl Berns zum Sitz von Schweizer Parlament und Regierung hat «das Schicksal der Stadt besiegelt», wie es Weyeneth ausdrückt. Zur konservativ-bäuerlichen Berner Mentalität kam so die «kleinkarierte Beamtenmentalität» hinzu. Die Wahl zur Bundesstadt 1848 wurde damals als Sieg über die konkurrierenden Städte Zürich und Luzern gesehen. Heute zeigt sich, dass dies die ohnehin schwache Wirtschaft des Standes zusätzlich belastet hat.

Hohe Löhne

Bauern und Beamte – beide Berufsgruppen werden vom Staat finanziert. Und beide Berufsgruppen sind eine feste Grösse in der Berner Politik: Von den 160 Sitzen im Grossen Rat werden beispielsweise 23 von Landwirten und Bauern belegt. Weyeneth, selber Landwirt im Ruhestand, stellt eine träge, selbstzufriedene Einstellung fest, bis weit in den Freisinn hinein – der in Bern einen starken Beamtenflügel hat.

Die Bundesverwaltung wirkt sich aber noch in einer ganz anderen Art auf die Wirtschaft aus, ist Weyeneth überzeugt: «Niemand ausser der Finanzbranche kann solch hohe Löhne bezahlen wie die Verwaltung.» Das sehe man auch in anderen Ländern: Die Industrie siedelt sich nicht in der Hauptstadt, sondern abseits an. Dies führe zu einer Art Teufelskreis: Während andernorts die Wirtschaft wächst, wächst in Bern der Verwaltungs- und Beamtenapparat. Dieser dehne sich immer weiter aus und verdränge so die noch übrigbleibenden privaten Branchen. Dieser Trend wird durch die steigende Mobilität verstärkt. «Viele Bundesangestellte pendeln mittlerweile aus den umliegenden Kantonen nach Bern.» Mit einen Grund dafür sieht Hermann Weyeneth in den hohen Steuern in seinem Kanton. «Wer gute Löhne hat wie viele Staatsangestellte, muss in Bern wahnsinnig viel Steuern zah-

len.» Da lohne es sich, täglich in die Bundesstadt zu fahren.

Es ist aber nicht nur das Beamtentum, welches zur unterdurchschnittlichen Wirtschaftsentwicklung des Kantons beiträgt. Auch die Landwirtschaft sei dafür verantwortlich, sagt Weyeneth – indem sich die Bauern gegen die Wirtschaft gewehrt hätten. Beispiel Flughafen: Das während des Zweiten Weltkriegs ausgearbeitete Projekt eines schweizerischen Zentralflughafens in Utzenstorf, zwischen Bern und Solothurn gelegen, wurde wegen des massiven Widerstands der lokalen Bevölkerung nicht weiterverfolgt. Stattdessen wurde Zürich Kloten gebaut. Aber beim Ausbau von Bern-Belp seien nicht nur die Landwirte, die Land verloren hätten, sondern auch der Rotary-Club von Muri dagegen gewesen. Aus Angst vor dem Fluglärm. Das Image des glücklichen Wohnens im Grünen verhindert so die wirtschaftliche Entfaltung der ganzen Region. Der Wohlstand, den die Gehälter der öffentlichen Hand schaffen, macht träge: «Der einmalige Blick auf die Berner Berge – das sind doch wahre Werte, heisst es dann. Aber nutzen will man diese Werte trotzdem nicht.»

Kein gutes Haar lässt der Alt-Parteipräsident an der gegenwärtigen Kantonsregierung. Eigentlich wäre das Verhältnis vier Linke gegen drei Bürgerliche. Tatsächlich sei es jedoch fünf zu zwei. Mit FDP-Regierungsrat Hans-Jürg

Käser hat sich Weyeneth im Zuge der Thorberg-Affäre überworfen (siehe *Weltwoche* Nr. 7/14). Von einer Kollegialregierung könne in Bern nicht die Rede sein. «Ausser beim Bundesratsempfang Anfang Jahr sieht man die Regierungsräte nie zusammen», scherzt Weyeneth. Jeder mache, was er wolle. Schuld dafür habe die mangelnde Kontrolle. Weyeneth kommt wieder auf die «Tanz dich frei»-Veranstaltung vom vergangenen Sommer zu sprechen. Schadenssumme: rund 2,8 Millionen Franken. Statt die Delinquenten zur Verantwortung zu ziehen, liess die Polizei die Fahrzeuge der Teilnehmer ohne Nummernschilder

«Ausser beim Bundesratsempfang Anfang Jahr sieht man die Berner Regierungsräte nie zusammen.»

herumfahren. Für die bevorstehenden Wahlen ist Hermann Weyeneth darum skeptisch. «Eigentlich müsste ich für eine bürgerliche Mehrheit in der Regierung plädieren – dies mache ich aber bewusst nicht.» Einerseits müssten die bürgerlichen Parteien schauen, dass ihre momentanen Vertreter wirklich bürgerlich bleiben. Gerade in einer Kollegialbehörde seien gute Köpfe wichtig, weil dann jeder auch bei den anderen reinschaut und so mitkontrolliert. «Jetzt kann der Polizeidirektor die Unter-

suchung über sich selber machen und den Untersuchenden auch gleich selber anstellen.»

Schuld daran sei auch das Parlament. «Da fehlt die Kontrolle. Das Parlament hat nicht die Kraft, auf die Regierung einzuwirken.» Jetzt wolle man die Schuldenbremse nicht auf Investitionen anwenden – ohne dass sich jemand dagegen wehre. Dabei müsse der Kanton sparen, die Rechnung 2012 schloss mit einem Rekorddefizit. «Aber in Bern wird nichts kritisch hinterfragt.» So stiegen beispielsweise die Bildungsausgaben Jahr für Jahr, trotz zurückgehender Schülerzahlen. «Folglich wäre das Bildungssystem dann am teuersten, wenn es gar keine Schüler mehr hat!»

«Reiner Claqueuren-Klub»

Das Parlament mit bürgerlicher Mehrheit müsse lernen, sich gegen die links-grün dominierte Regierung durchzusetzen. Dies würde den Kanton wohl eher vorwärts bringen als eine Situation, «wo nicht gegen die eigenen Leute vorgegangen wird». Ob sich diese Hoffnung Weyeneths erfüllt, ist fraglich, steht doch eine Parlamentsrevision bevor. Diese sieht vor, für jede Direktion eine eigene Aufsichtskommission zu installieren. «Dies führt unweigerlich zu einem reinen Claqueuren-Klub.» So würde das Parlament wiederum zum Vollzugsgehilfen der Regierung, was typisch für die Obrigkeitgläubigkeit in Bern wäre. ○



E-Shops konzipieren und betreiben: Auch das ist die Post.

Die Post macht viel mehr, als man denkt. So konzipieren, entwickeln und betreiben wir den E-Shop für Unternehmen jeder Grösse. Zudem übernehmen wir auch das Lagern und Versenden der Ware sowie die Zahlungsabwicklung und das Debitoren Management. Bringen auch Sie Ihr Unternehmen mit den innovativen Lösungen der Post weiter: post.ch/gelb-bewegt

DIE POST 
Gelb bewegt.

Selbstbedienung bei GAV-Millionen

130 Millionen Franken treiben die paritätischen Kommissionen jedes Jahr von Arbeitnehmern und Arbeitgebern ein. Erstmals zeigen genaue Zahlen, was mit dem Geld passiert – und wie das Seco seine Aufsichtspflicht vernachlässigt. Von Florian Schwab

Manche bezeichnen es als eines der bestgehüteten Geheimnisse der Schweizer Wirtschaftspolitik: das verschwiegene Imperium der GAV-Millionen. Mit der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative hat das Thema an Brisanz gewonnen, weil der Bundesrat derzeit darüber nachdenkt, die Allgemeinverbindlichkeitserklärung von Gesamtarbeitsverträgen (GAV) zu erleichtern. In der öffentlichen Wahrnehmung geht es bei den GAV um den Schutz vor Dumping-Löhnen. Neue Zahlen zeigen jetzt aber, dass nur ein kleiner Teil der Aufwendungen tatsächlich diesem Zweck zugute kommt. Der weitaus grössere Teil versickert in einem undurchsichtigen Finanzgeflecht von Gewerkschaften und Berufsverbänden.

Vor mehr als zwei Jahren begann die *Weltwoche* zu recherchieren, angeregt durch alarmierende Beispiele von Unternehmern, die von den GAV-Vollzugsorganen, den sogenannten paritätischen Kommissionen (PK), regelrecht schikaniert wurden. Als die *Weltwoche* Einsicht in die Jahresrechnungen der paritätischen Kommissionen verlangte, mauerten die Betroffenen. «Diese Zahlen sind vertraulich», sagte etwa Benno Locher, der mit seiner Firma LMP Novitas Treuhand das Sekretariat für drei paritätische Kommissionen führt (Coiffeurergewerbe, Sicherheitsdienstleister und Reinigungsbranche Deutschschweiz).

Verständlich, denn im GAV-Geschäft geht es um viel Geld. In dem Moment, wo der Bundesrat einen GAV für allgemeinverbindlich erklärt, darf die betreffende paritätische Kommission, die aus Arbeitnehmervertretern und Gewerkschaftern zusammengesetzt ist, von allen Firmen und Angestellten sogenannte Vollzugskostenbeiträge eintreiben. Wofür das Geld tatsächlich verwendet wird, ist eine offene Frage. Nach einem Urteil des Bundesverwaltungsgerichts durfte das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) Mitte März die Jahresrechnungen herausrücken, in deren Besitz es als Aufsichtsorgan über die paritätischen Kommissionen gelangt.

Umsatz von fast 433 Millionen Franken

Die Dokumente offenbaren erschreckende Zustände bei den paritätischen Kommissionen und einen kaum zu rechtfertigenden Mangel bei der Aufsicht durch das Seco. Doch der Reihe nach: Eine detaillierte Auswertung der Jahresberichte 2010 – seit 2011 hat sich der Rechtsstreit um die Dokumente hingezogen – zeigt, dass die 34 paritätischen Kommissionen einen jährlichen Umsatz von zusammen fast 433 Millionen Franken erzielen. Rechnet man die Erträge der Stiftung

FAR im Bauhauptgewerbe heraus, die eher einen Versicherungscharakter hat, bleiben immer noch gegen 130 Millionen Franken übrig. Der überwiegende Teil davon, nämlich mehr als 112 Millionen Franken, stammt aus den Vollzugskostenbeiträgen, welche Arbeitgeber und Arbeitnehmer unfreiwillig an die paritätischen Kommissionen abliefern müssen – der Rest sind Entschädigungen des Seco im Rahmen des Entsendegesetzes oder Busseneinnahmen.

Was passiert mit dem Geld? Von den 130 Millionen Franken geht fast ein Drittel, nämlich 40 Millionen, sofort an die Vertragsparteien. Die eine Hälfte davon fließt ohne erkennbare Gegenleistung an die Gewerkschaften und an Berufsverbände, die andere Hälfte als sogenannte Rückerstattung von Vollzugskostenbeiträgen.



Exorbitante Verwaltungskosten: Profiteur Locher.

Letzteres ist im Prinzip erlaubt – manche GAV sehen vor, dass die Mitglieder einer Gewerkschaft oder eines Arbeitgeberverbandes die Vollzugskosten zurückerstattet bekommen. Die Jahresberichte etlicher PK zeigen aber, dass meistens rein summarisch abgerechnet wird – erkennbar an offensichtlich gerundeten Beträgen für die «Rückerstattungen». Sprich: Ob für tatsächliche oder fiktive Mitglieder gezahlt wird, interessiert niemanden.

Sodann erstaunen die exorbitanten Verwaltungskosten, die mehr als 46 Millionen Franken betragen. Allein für Drucksachen geben die

meisten paritätischen Kommissionen mittlere fünfstellige Beträge aus – Spitzenreiter ist die von Benno Locher verwaltete PK des Coiffeurergewerbes, die im Jahr 2010 mehr als 90 000 Franken für Druckkosten aufwendete. Ebenfalls nicht lumpen lassen sich die PK bei den Kosten für die Treffen ihres Vorstandes – insgesamt ist dafür fast eine halbe Million Franken verbucht. Der letzte grosse Aufwandsposten ist die Berufs- und Weiterbildung, welche in manchen Branchen ebenfalls im GAV geregelt ist. Diese schlägt total mit 43 Millionen zu Buche (davon 31 Millionen in der Bauindustrie). Die eigentlichen Arbeitgeberkontrollen, welche angeblich dem Lohndumping entgegenwirken sollen, kosten nur gerade 4,4 Millionen Franken.

Sieht man sich die Rechnungen genauer an, so wimmelt es von Ungereimtheiten:

1—Wenn der Bundesrat einen GAV für allgemeinverbindlich erklärt, dann hält er in dem betreffenden Beschluss fest, dass die paritätische Kommission ihre Jahresrechnung von einer «anerkannten Revisionsstelle» überprüfen lassen muss. Der Revisionsbericht ist der jährlichen Berichterstattung an das Seco beizulegen. Allerdings: In den Unterlagen, welche das Seco der *Weltwoche* übergeben hat, fehlt der Revisionsbericht in neun Fällen – das Seco will sie nachreichen. In vier Fällen stammt der Revisionsbericht nicht von einer zugelassenen Revisionsstelle im Sinne des Revisionsgesetzes – stets ist der erwähnte Benno Locher oder seine LMP Novitas Treuhand im Spiel. Dreimal als Auftraggeber und einmal als Revisionsstelle.

2—Die Vollzugskosten sind zu hoch, was daran sichtbar wird, dass die paritätischen Kommissionen im Geld schwimmen. Gemeinsam weisen sie ein Eigenkapital von 38 Millionen Franken aus. Das tatsächliche Kapital liegt allerdings deutlich höher, wird aber durch eine unbegrenzte Kreativität bei der Bildung von Rückstellungen verschleiert. So stellt beispielsweise die paritätische Kommission Holzbau 300 000 Franken zurück unter der Bezeichnung «GAV-Label 1. Säule Marketing», weitere 250 000 Franken unter der Bezeichnung «Rückstellung Projekte» und 70 000 für die «GAV-Erneuerung». Bei der PK Gebäude-technik heisst es «transitorische Passiven»: 3,5 Millionen bei einem ausgewiesenen Eigenkapital von einer Million. Solche Rückstellungen schlummern als stille Reserve in der Bilanz. Eine besonders interessante Rückstellung findet sich beim Parifonds Bau des Bauhauptgewerbes: 10 Millionen Franken «Rückstellung Rückerstat-



Meistens geht es nicht um die Einhaltung des Mindestlohnes, sondern um formale Nebenbedingungen.

tung Arbeitnehmer-Organisationen». Im Jahr 2010 wurde diese Rückstellung um eine Million reduziert, die an Unia und Syna floss – der Parifonds als Bankier der Gewerkschaften.

3—Manche PK sind reine Durchlauferhitzer für Geld, das bei den Vertragsparteien landet. So kassiert die paritätische Landeskommission im Metallgewerbe im Jahr 2010 total 5,2 Millionen Franken. Unter dem Titel «Aufwand Anteil Schweizerische Metall-Union» wandern 2,237 Millionen direkt an den beteiligten Arbeitgeberverband und 2,237 Millionen als «Anteil Sozialpartner» an die Gewerkschaften.

4—In der paritätischen Kommission der Gebäudetechnikbranche werden von total 12 Millionen Vollzugskostenbeiträgen 1,8 Millionen an die Gewerkschaften als «Rückerstattung» abgeführt, weitere 3,7 Millionen an die Arbeitgeber. Für den «Vollzug» zahlen sich die Arbeitnehmer zusätzlich 1,4 Millionen Franken aus. Trotz ihres ansehnlichen Vermögens von einer Million Franken bringt es die PK fertig, für «Spesen PC und Bankkonto» 20 000 Franken auszugeben, nebst 200 000 für «Weiterbildung Unia/Syna» und 383 000 Franken für «Weiterbildung paritätische Kommissionen». Ach ja: Das Sekretariat dieser paritätischen

Kommission wird von der Unia an ihrem Hauptsitz in Bern geführt, wofür sie sich zusätzliche 270 000 Franken an «Sekretariatsdienstleistungen» und 470 000 Franken für das «PK-Inkasso» auszahlen lässt.

5—Der Bundesrat darf einen GAV nur dann für allgemeinverbindlich erklären, wenn 50 Prozent der Angestellten in einer Branche einer

Ob für tatsächliche oder fiktive Mitglieder gezahlt wird, interessiert niemanden.

Gewerkschaft angeschlossen sind (Arbeitnehmerquorum) und wenn dasselbe für die Arbeitgeber und ihren Verband gilt (Arbeitgeberquorum). Während das Gesetz im Falle des Arbeitnehmerquorums Ausnahmen zulässt, die – das zeigen die Jahresberichte – fast eher die Regel sind, gibt es bei dem in jedem Fall verpflichtenden Arbeitgeberquorum hier und da aufgrund der ausgewiesenen Zahlen deutliche Zweifel. Beispielsweise im Metallgewerbe sind die von Nicht-Verbandsmitgliedern (Outsidern) verbuchten Vollzugskostenbeiträge um rund 500 000 Franken höher als diejenigen der Verbandsmitglieder.

Diese Fakten sind besonders stossend, wenn man bedenkt, dass die paritätischen Kommissionen bei ihren «Unterstellten», den betroffenen Firmen, mit überspitztem Formalismus auf jeder Nachkommastelle herumreiten. Meistens geht es nicht um die Einhaltung des Mindestlohnes, sondern um formale Nebenbedingungen, wie beispielsweise das separate Ausweisen des 13. Monatslohns auf der Lohnabrechnung. Ein kleines bürokratisches Versäumnis kann dabei leicht zu einer vier- bis fünfstelligen Busse führen. Die neuen Zahlen zeigen: Als Arbeitsmarkt-Tugendwächter eignet sich das Kartell aus Gewerkschaften und Wirtschaftsverbänden nur bedingt.

Das tiefer liegende Problem ist die lasche Aufsicht durch das Seco. Fehlende Revisionsberichte, Zahlen, die nicht aufgehen, und eine in den Jahresrechnungen offenkundig zutage tretende Selbstbedienungsmentalität der Verbände: Die *Weltwoche* hat dem Seco am Freitagnachmittag einen Fragenkatalog zugestellt, um zu erfahren, wie die Aufsicht auf die erwähnten Missstände reagiert habe. Das Seco will innert zehn Tagen Stellung zu den Missständen beziehen. Auch der GAV-Vollzugsunternehmer Benno Locher erhielt am vergangenen Mittwoch präzise Fragen – eine Antwort stellt er für Ende dieser Woche in Aussicht. ○

«Mein Job ist, es besser zu machen»

Der neue Rektor Michael Hengartner gibt erstmals zu, dass die Universität Zürich im Fall Mörgeli Fehler machte. Er will aktiv gegen falsche Dokortitel vorgehen und würde die Gründung einer privaten Elite-Universität in der Schweiz begrüßen. *Von Philipp Gut, Christoph Landolt und Salvatore Vinci (Bild)*

Herr Hengartner, Sie leben gefährlich. Gefährlich?

Ihr Vorgänger Andreas Fischer musste im Zuge der Affäre Mörgeli/Ritzmann dem Druck der eigenen Professoren weichen.

Betrachten Sie die Amtsdauer meiner Vorgänger: Hans Heinrich Schmid war zwölf Jahre im Amt, Hans Weder acht Jahre, Andreas Fischer noch knappe sechs Jahre. Wenn man linear extrapoliert, würde ich es also noch auf knapp zwei Jahre bringen. *(Lacht)* Aber aus drei Punkten können Sie ja eine beliebige Kurve machen. Geometrisch gesehen, habe ich also noch eine Chance.

Die entscheidende Frage bleibt: Können Sie es als Rektor zulassen, dass ein verdienter Professor und langjähriger Universitätsmitarbeiter mittels Amtsgeheimnisverrat und Pressekampagne von seinen eigenen Vorgesetzten wegge mobbt wird?

Wie Sie wissen, laufen rechtliche Verfahren. Es ist wohl weise, wenn wir warten, bis diese abgeschlossen sind. Dann entscheiden wir, wie wir weiter vorgehen. Aber natürlich gibt es auch eine interne Meinungsfindung.

Inwiefern hat sich die Position der Uni gewandelt?

Das ist ein evolutionärer Prozess. Wie jede Organisation entwickeln wir uns ständig weiter. Als Hochschule sind wir dem Gedankengut der kritischen Selbstreflexion besonders verpflichtet, darin sind wir Experten. Wir überlegen uns sehr wohl, wie wir in dieser Angelegenheit weiterfahren wollen.

Sie verstecken sich hinter den Juristen. Bei der Entlassung von Iris Ritzmann, die vertrauliche Dokumente an den *Tages-Anzeiger* übergab, äusserte sich die Uni sehr wohl öffentlich, obwohl auch da Verfahren liefen. Sie selber haben gesagt, bei der Ritzmann-Entlassung habe es Fehler gegeben. Zum eigentlichen Problem hingegen, dem nachweislichen Mobbing gegen Christoph Mörgeli, haben weder Ihr Vorgänger noch Sie persönlich je ein Wort des Bedauerns geäussert.

Ich glaube in der Tat, dass wir uns in beiden Fällen hätten besser verhalten können. Ich habe mit Herrn Mörgeli mittlerweile mehrmals diskutiert. Er kennt meine Meinung zu seiner Person.

Sie haben öffentlich gesagt, Sie schätzten ihn als Politiker.

Er ist ein sehr erfolgreicher Politiker. Er hat eine Sichtbarkeit, die kaum ein ande-

rer SVP-Politiker hat, vielleicht abgesehen von Christoph Blocher.

Werden Sie als Chef verhindern, dass an der Universität Zürich (UZH) Mitarbeiter wegen ihrer politischen Ansichten entfernt werden?

Alle demokratisch legitimierten politischen Ansichten sind an der UZH willkommen. In diesem Haus des Wissens haben unterschiedliche Sichtweisen Platz. Wir sind keine Kirche, keine Sekte, bei uns gibt es keine Dogmen. Wir müssen intellektuelle Kämpfe austragen, es geht gar nicht anders. Der Wissenschaftsbetrieb ist hoch kompetitiv, im Kampf um Wissensvorsprünge und finanzielle Mittel wird zuweilen mit harten Bandagen gekämpft. Das ist okay, solange die Spielregeln und die Gebote der Fairness eingehalten werden. Ich toleriere nicht, falls diese verletzt werden.

Sie beschreiben die Universität als Ort des freien Denkens und der Toleranz. Das Vorgehen gegen Mörgeli zeigt ein anderes Bild.

Sie reden jetzt vom aktuellen Wissensstand 2014. Mein Vorgänger Andreas Fischer kannte noch nicht alle Fakten. Ich möchte das deshalb

«Das letzte Kapitel in dieser Geschichte ist noch nicht geschrieben.»

nicht bewerten. Mein Job ist, aus diesen Fällen etwas zu lernen, es besser zu machen.

Wer es sehen wollte, konnte es sehen. Die *Weltwoche* wies bereits im Herbst 2012 die aktenkundigen politischen Motive der Intrige nach. Trotzdem entliess die Uni Christoph Mörgeli.

Die UZH hat Herrn Mörgeli entlassen, und Andreas Fischer ist Ende letzten Jahres zurückgetreten. Er hat seine Konsequenzen gezogen, das muss man respektieren.

Fischer trat zurück, weil die eigenen Professoren gegen die Ritzmann-Entlassung protestierten, nicht wegen Fehler der Uni im Fall Mörgeli.

Das kann man unterschiedlich interpretieren. Irgendwann kommt der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt. Technisch gesehen, ist dieser eine Tropfen am Überlaufen schuld. Letztlich ist es aber die Akkumulation von Tropfen, die zu diesem Resultat führte.

Rektor Fischer ist weg, Iris Ritzmann ist weg, Christoph Mörgeli ist weg. Nicht weg ist Flurin Condrau, der Chef des Medizin-historischen Instituts, der nachweislich be-

teiligt war an der Kampagne gegen seinen Untergebenen Mörgeli. Die Uni-Leitung deckt ihn, bis heute.

Die Universitätsleitung deckt niemanden, sie steht aber ganz klar zu ihren Mitarbeitenden und lässt diese nicht aufgrund von in den Medien geäusserten Spekulationen fallen. Bis zum Abschluss der Untersuchungen gilt wie immer die Unschuldsvermutung.

Aus den Akten geht klar hervor, dass Condrau beteiligt war.

Man kann auch der Ansicht sein, dass Herr Condrau – wie die anderen Beteiligten – ein Opfer dieser Geschichte ist. Die Akten sind bei der Staatsanwaltschaft unter Verschluss. Sie werden bald öffentlich. Dann werden wir uns eine abschliessende Meinung bilden.

Sie glauben an einen Krimi mit lauter Opfern, aber ohne einen Täter?

Sicher ist, dass es in dieser Geschichte keine Gewinner gibt. Wenn Herr Condrau sich etwas zuschulden kommen liess, wird man das zeigen können, und dann wird es auch Folgen haben. Davon bin ich überzeugt. Das letzte Kapitel in dieser Geschichte ist noch nicht geschrieben.

Die *Weltwoche* hat in den vergangenen Monaten wiederholt auf Missstände an der Medizinischen Fakultät hingewiesen. Dozenten haben keine Dissertation vorzuweisen, Assistenzärzte schmücken sich mit falschen Dokortiteln, der neue Direktor der Kieferchirurgie, Martin Rücker, führt einen Ph.D., den er nicht hat. Was läuft da schief?

Stellen Sie bitte nicht die ganze Fakultät unter Generalverdacht! Es gibt einzelne Mitarbeitende, die auf Websites oder sogar auf Publikationen mit Titeln auftreten, die sie nicht erworben haben. Das ist absolut nicht tolerierbar. Dagegen gehen wir nun sehr aktiv vor. Was die Vergangenheit betrifft, können wir die Betroffenen nur auffordern, sich bei den Herausgebern der Zeitschriften zu melden und das zu bereinigen.

Was verstehen Sie unter einem Plagiat?

Im strikten Sinn liegt ein Plagiat vor, wenn ein existierender Text ohne Quellenangabe wiederverwendet wird und dadurch als eigene Originalproduktion ausgegeben wird.

Gibt es Plagiate nur in wissenschaftlichen Zeitschriften oder auch in einem Fachbuch?

Sie sprechen den Fall Lüscher an. Bei einem Fach- und Lehrbuch gibt es das Grundsatzproblem, dass man den Text nicht bei jeder Auflage neu schreiben kann und soll.



«Bei uns gibt es keine Dogmen»: Uni-Rektor und Wurmforscher Hengartner.

Deshalb wird das Buch partiell aktualisiert, das heisst, neue wissenschaftliche Erkenntnisse fliessen ein. Strikt gesehen, ist jede Neuauflage also eine Art Selbstplagiat.

Ein Plagiat bedeutet doch, dass jemand einen fremden Text oder Teile davon als seinen eigenen ausgibt. Genau das hat Thomas Lüscher, UZH-Professor und Leiter der Kardiologie, gemacht. Trotzdem soll es sich gemäss Uni nicht um ein Plagiat handeln.

Das ist richtig. Herr Lüscher und seine Mitautoren haben vom Herausgeber den Auftrag erhalten, ein Kapitel in einem Buch zu überprüfen und gegebenenfalls zu aktualisieren. Sie hatten die Erlaubnis der vorherigen Autoren, auf dem vorhandenen Text aufzubauen zu dürfen. Nun ist in diesem Bereich nicht viel neues Wissen hinzugekommen, deshalb gab es am Text nicht viel zu ändern. Herr Lüscher hat einen intellektuellen Beitrag geleistet, indem er ergänzte, wo es etwas zu ergänzen gab. Es ist daher richtig, dass er als Autor aufgeführt wird. Es ist dagegen nicht korrekt, wenn der ursprüngliche Autor in der aktualisierten Fassung nicht mehr als Autor genannt wird. Das kann man aber nicht nur den Autoren vorwerfen, sondern auch dem Herausgeber.

Der Fall Lüscher ist nur einer von vielen teils prominenten Plagiatsfällen im In- und Ausland. Wie steht es mit der Ehrlichkeit der Wissenschaftler?

Nochmals: Der Fall Lüscher ist kein Plagiatsfall. Was die gesamte Wissenschaft betrifft: Da sehe ich das Glas als halbvoll. Es ist heute einfacher, ein Plagiat herzustellen. Es ist aber auch einfacher, ein Plagiat zu entdecken. Und das hat eine sehr heilsame Wirkung. Ein Theodor von und zu Gutenberg würde 2014 vermutlich nicht mehr so leichtfertig abschreiben. Es wäre ihm klar, dass alles sofort entdeckt würde.

In Übersee wird wissenschaftliches Fehlverhalten rigoros geahndet.

Die Standards sind auch hierzulande streng. Die meisten Zeitschriften sind international ausgerichtet, und unsere Unis haben internationale Reputation. Der Schweizerische Nationalfonds ahndet nach den gleichen Regeln wie die Amerikaner. Beide treffen nicht nur Entscheide, sondern kommunizieren diese auch öffentlich. Das hat erzieherische Wirkung.

Sie sind also froh um Recherchen, die Fehlverhalten aufdecken?

Auf jeden Fall.

Die besten Universitäten der Welt sind in den USA. Was machen die Amerikaner besser?

Vorne liegen die privaten Unis, nicht nur in Amerika, auch in Europa. Sie haben zwei Eigenschaften: Erstens sind sie sehr finanzkräftig, meist, weil sie über Jahrhunderte hinweg viel Kapital akkumuliert haben. Zweitens können sie ihre Grösse limitieren, so dass sie pro Student sehr viel investieren können. Sie dürfen nur die Besten auswäh-

len, und weil sie nur die Besten nehmen, wird ihr Status immer noch höher. Nehmen Sie Harvard oder Oxford: Diese Namen kennt jeder, das ist wie Coca-Cola. Wenn sie nur die öffentlichen Unis anschauen, dann ist die ETH Zürich ganz weit vorne positioniert.

Die logische Konsequenz davon wäre, die Unis auch in der Schweiz zu privatisieren.

Man könnte sich tatsächlich überlegen, in der Schweiz eine private Elite-Universität zu gründen. Ich würde eine solche Uni willkommen heissen und gerne mit ihr zusammenarbeiten. Aber jemand muss schliesslich auch die nächste Generation an Juristen, Tierärzten und Mittelschullehrern ausbilden. Harvard und Princeton werden das nie tun. Diesen breiten Ausbildungsauftrag haben wir öffentlichen Schweizer Hochschulen.

Viele Mittelschulabgänger schliessen mit ungenügenden Noten in zentralen Fächern wie Mathematik ab. Trotzdem bekommen sie das Eintrittsbillet zur Universität. Das Niveau ist oft erschreckend tief.

Es ist in der Tat oft nicht so hoch, wie eine Hochschule sich das wünschen würde.

Ist die Maturaquote also zu hoch?

Das ist eine politische Entscheidung. Es ist auch für die Hochschulen frustrierend, wenn in gewissen Studiengängen bis zu fünfzig Prozent der Studienanfänger nicht abschliessen. Wir haben überfüllte Hörsäle, wissen aber, dass in sechs Monaten bereits viele nicht mehr hier sind. Das Schweizer System geht davon aus, dass man nach der Matura alles studieren kann. Gleichzeitig hat aber auch jede Fachrichtung ihre eigenen Anforderungen an die Studierenden. Wenn Sie Geschichte studieren wollen, brauchen Sie in Zürich das kleine Latein, wenn Sie Biologie wählen wollen, sollten Sie etwas von Mathematik verstehen. Das beisst sich ein wenig.

Sie könnten Aufnahmeprüfungen einführen.

Könnte man. Das Problem bei Prüfungen ist, dass Sie de facto nur prüfen, wie gut jemand eine Prüfung schreiben kann.

Sie zweifeln also am Aussagewert von Prüfungen?

Nein. Aber eine Prüfung ist eine Momentaufnahme. Ich habe Studierende erlebt, die nach anfänglichen Schwierigkeiten exzellente Wissenschaftler wurden.

Jeder Professor ist eine Art autonomer Fürst. Wie führt man eine Uni?

Es ist eine Herausforderung. Ein Rektor ist wie ein Konzertmeister, der ein Orchester führt, das nur aus Solisten besteht. Jeder dieser Solisten oder eben Uni-Professoren ist ein absoluter Superstar in seinem Bereich. Er wählt seine eigenen Mitarbeiter, verwaltet seine eigenen Finanzen, entwickelt sein eigenes Produkt. Er führt eine Art KMU.

Der Lohn kommt aber vom Staat.

Die Professoren arbeiten ja auch im Auftrag des Staats, deshalb ist das okay.

Verraten Sie uns noch etwas über Ihre Führungsgrundsätze.

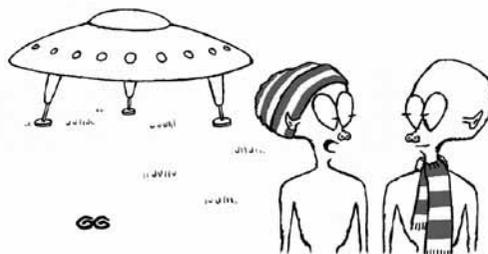
Aus fünf Jahren Erfahrung als Dekan der Naturwissenschaften kann ich sagen: Was die Leute überzeugt, sind gute Argumente. Uni-Leute sind sehr clever. Wenn Sie mit guten Argumenten kommen, ist es für sie schwierig, das einfach abzutun, nur weil es ihnen nicht gefällt. Wenn Sie 80 Prozent der Leute überzeugen, dass der Weg stimmt, dann haben Sie es geschafft. 50,3 Prozent reichen dagegen nicht.

Die Uni Zürich rühmt sich gern ihrer Internationalität. So weit her ist es damit aber nicht. 200 von 541 Professoren stammen aus Deutschland.

Internationales Niveau möchten wir in der Forschung haben. In der Lehre wird meistens Deutsch gesprochen und geschrieben, mindestens auf Bachelor-Stufe. Wenn wir von einem Dozenten verlangen, dass er vom ersten Tag an fehlerfrei auf Deutsch unterrichtet, dann kommen vor allem Leute in Frage, die bereits Deutsch können. Darunter sind naturgemäss viele Deutsche. Proportional gesehen, haben wir viel mehr Schweizerinnen und Schweizer. Wenn wir die Politik ändern würden, und von einem Dozenten erwarten, dass er erst nach drei oder fünf Jahren auf Deutsch unterrichtet, dann können Sie internationaler suchen. In der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät tun wir das bereits jetzt, deshalb hat es dort auch Forschende aus Japan oder Kanada und proportional weniger Deutsche.

Wie zürcherisch oder schweizerisch soll die Universität Zürich sein?

Ich wüsste gerne einmal, wie sich die Ausländerquote über die letzten 180 Jahre entwickelt hat. Hier in meinem Büro hängt das Bildnis von Lorenz Oken, dem ersten Rektor der UZH. Er war Deutscher. Wir sind die Universität des Kantons Zürich, darauf sind wir stolz. Wer berufen wird, muss nicht bereits Zürcher sein. Wir erwarten aber, dass er sich integriert. Viele unserer deutschen Dozierenden winken nach einer Weile mit dem roten Pass.



«Manchmal sind diese Ausflüge einfach so zeitraubend.»

Mathematik kann nicht eidgenössisch sein. In geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern – etwa in der Geschichte oder der Politologie – spielt der Schweiz-Bezug eine zentrale Rolle.

Wenn Sie dieses Argument strikt anwenden, müsste jeder Professor für englische Literatur aus dem angelsächsischen Raum kommen und jeder Sinologe Chinese sein. Und jeder Dozent für römische Geschichte ein alter Römer.

Natürlich nicht. Es geht um das Mass.

Ich gebe Ihnen recht, auch der lokale Bezug ist wichtig. Das könnten wir vielleicht noch verbessern. Es gibt ein Spannungsfeld zwischen einer Forschung, die international sichtbar ist, und einer Forschung, die lokal relevant ist. Das beisst sich manchmal. Wenn etwas lokal relevant ist, weil es für die Schweiz gerade wichtig ist, ist es global gesehen nicht unbedingt top. Wir sollten das eine tun und das andere nicht lassen.

Die Schweizer Hochschulen, auch die Rektoren, beklagen sich über die Schwierigkeiten mit der EU. Dabei hat das Erasmus-Programm nur bedingt mit dem Austausch von Studenten zu tun. Und die Schweiz profitiert gemäss neuen Zahlen viel weniger stark von den EU-Forschungsprogrammen als behauptet.

Sie sprechen die finanzielle Seite an. Ob wir pro einbezählten Franken Fr. 1.50 oder 90 Rappen zurückbekommen, ist letztlich nicht entscheidend, wir sind ein reiches Land. Der Hauptgewinn für die UZH ist nicht das Geld, sondern der Austausch mit ausländischen Kollegen.

Die EU-Forschungsprogramme sind nicht für ihre Effizienz bekannt. Der Apparat verschlingt viel Geld, das Bewerbungsverfahren ist hochkompliziert.

Es ist ein absoluter Albtraum! Ich rede aus Erfahrung, ich habe zweimal an EU-Forschungsprogrammen teilgenommen. Und zweimal habe ich mir geschworen: nie wieder. Aber ich habe immens davon profitiert. Der Profit lag im wissenschaftlichen Austausch mit Kollegen aus dem Ausland, die mit ähnlichen Fragestellungen konfrontiert sind. Würde ich es also in Zukunft wieder machen? Sofort!

Die Bürokratisierung schreitet auch in anderen Bereichen voran. Bologna, das Punkte-system beim Studium, standardisierte Tests und so weiter schränken die traditionelle akademische Freiheit ein. Warum lassen das die Professoren geschehen? Wollen und können Sie persönlich Gegensteuer geben?

Bologna war eine politische Entscheidung. Wir haben ihn in typisch schweizerischer Tradition allzu gründlich umgesetzt. Die positiven Aspekte des alten Systems wurden geopfert. Wir müssen uns nun überlegen, wie wir das System weiterentwickeln kön-

nen. Es darf für die Studierenden nicht bloss darum gehen, Punkte zu sammeln. Bildung ist keine Coop-Trophy.

Worin liegt die Eleganz des Fadenwurms?

Haben Sie schon einmal einen *Caenorhabditis elegans* sich herumschlingeln gesehen?

Nein! Wie sieht es aus?

Wie ein Slalomfahrer, der die Piste runterkurvt: zip, zip, zip. Einfach süss, wie die sich bewegen.

Sich ein Forscherleben lang mit einem einfachen Wurm zu beschäftigen – das ist erklärungsbedürftig. Woher kommt diese Faszination?

Ich habe mich mit einem spezifischen Prozess beschäftigt, der beim Menschen wie auch beim Fadenwurm vorkommt: dem programmierten Zelltod. Unser Körper besteht ja aus Zellen, der Mensch hat davon eine ungeheure Anzahl, 10 hoch 14. Wir sind eine Eidgenossenschaft der Zellen. In jeder Gesellschaft müssen die Einheiten dafür Sorge tragen, dass es dem gesamten Körper gutgeht. Wenn eine Zelle eine Gefahr für ihre Gesellschaft wird, weil sie zum Beispiel einen Virus in sich trägt, nimmt sie sich das Leben und rettet dadurch das grosse Ganze. Ich nenne es das «Winkelried-Programm».

Welches war die wichtigste Erkenntnis in Ihrer Forscherkarriere?

Das war eine Entdeckung, die ich als Doktorand gemacht habe. Ich habe festgestellt, dass das Prinzip des programmierten Zelltods bei den Fadenwürmern höchstwahrscheinlich dem beim Menschen entspricht. Das wusste man zuvor nicht. Ich war davon so begeistert, dass ich das irgendjemandem mitteilen musste. Allerdings war es Abend, und ich war der Letzte im Labor, deshalb schnappte ich mir den Hauswart, der gerade am Putzen war, und

«Wer berufen wird, muss nicht Zürcher sein. Wir erwarten aber, dass er sich integriert.»

zeigte es ihm. Er verstand wahrscheinlich nicht viel von dem, was ich ihm erklären wollte.

Lassen sich Ihre Forschungsergebnisse praktisch umsetzen?

Direkt nicht, aber das Wissen hat weiteres Wissen generiert, das wiederum neues Wissen generiert hat. In der klinischen Forschung gibt es Moleküle zur Krebsbekämpfung, in die das Wissen um den Fadenwurm-Link eingeflossen ist.

Zum Millionär werden Sie also nicht?

Unser Patent hat ein paar zehntausend Franken eingebracht. Damit sind die Patentkosten gedeckt, und ein bisschen Sackgeld für die Erfinder gab es auch.

Welchen Wissenschaftler bewundern Sie?

Einstein. Absolut phänomenal, wie er in einem Jahr fünf grossartige Entdeckungen publizierte, von denen mehr als die Hälfte den Nobelpreis verdient hätten. Er hat ihn ja auch bekommen, und zwar nicht einmal für das, was ich persönlich für seine grösste Entdeckung halte, nämlich die Relativitätstheorie. Und er erhielt seinen Dokortitel von der Uni Zürich, das macht uns natürlich stolz.

Sie haben mindestens zwei Vollzeitjobs und sechs Kinder. Sehen Sie diese noch?

Mein Forschungslabor werde ich schliessen, das Amt des Rektors bedeutet eine zu hohe zeitliche Belastung, um weiter wissenschaftlich tätig zu sein. Aus dem Executive MBA, den ich vor sechs Jahren als Vorbereitung auf meine Aufgabe als Dekan absolviert habe, ist mir das Zeitmanagement am meisten haften geblieben. Barack Obama hat einen viel schwierigeren Job als ich, aber sein Tag hat genau gleich viele Minuten. Er delegiert einfach mehr. Mit einem guten Zeitmanagement können Sie Rektor sein und trotzdem noch Kinder haben, mit denen Sie das Nachtessen zu Hause einnehmen. Das ist mir sehr wichtig. Ich habe viele Kinder, weil ich ein Familienmensch bin.

Sind Akademiker bessere Menschen?

Sie stehen etwa auf der gleichen Stufe wie Journalisten. (Lacht) ○



Ruf Lanz

Manche angesagten Heizsysteme haben so ihre Tücken. Heizen Sie besser mit Öl.

Auf eine moderne Ölheizung ist in jeder Situation Verlass. Der eigene Tank macht Sie unabhängig und schützt vor Versorgungs-Unterbrüchen. Eine moderne Ölheizung überzeugt aber auch hinsichtlich Kosten, Effizienz und Umwelt.

Weitere Informationen über die raffinierte Energie: Gratistelefon 0800 84 80 84 oder www.heizoel.ch

HEIZEN MIT ÖL
Die raffinierte Energie



«Wir können keine unterschiedlichen Behandlungen unserer Mitgliedstaaten akzeptieren.»

Rosinenpickerei der EU

Der Rauswurf aus dem Forschungsprogramm «Horizon 2020» war eine gezielte Bestrafungsaktion der Europäischen Union. Die Schweiz wird schlechter gestellt als zahlreiche Staaten ohne Personenfreizügigkeit. Dennoch will die EU gezielt von unserem Land profitieren. *Von Alex Reichmuth*

Hansli mag keine Suppe. «Diese Suppe ess' ich nicht», hat er am 9. Februar dieses Jahres seiner Mutter mitgeteilt. Das sei inakzeptabel, meinte diese, denn es gehöre zu den Grundprinzipien der Familie, dass alle Suppe essen. Hansli bekommt nun kein Dessert mehr. Doch am Tisch sitzen auch Anneli und Peterli, die noch nie einen Löffel Suppe gegessen haben und trotzdem Dessert bekommen.

So wie Hansli geht es der Schweiz. Diese akzeptiert die Personenfreizügigkeit mit der EU nicht mehr voll. Die EU hat darum die Schweiz aus ihrem Programm «Horizon 2020» zur Förderung der Forschung geworfen. Die Schweiz ist darum ein nicht assoziierter Staat bei «Horizon 2020». Gleichzeitig hat die EU aber eine ganze Reihe Staaten assoziiert, die überhaupt keinen freien Personenverkehr mit ihr haben – nämlich Albanien, Bosnien-Herzegowina, Mazedonien, Israel,

Montenegro, Moldawien, Serbien und die Türkei. Selbst die Färöer können damit rechnen, bis Ende 2014 bei «Horizon 2020» dabei zu sein – trotz eines heftigen Streits der Inselgruppe in der Nordsee mit der EU wegen Fischfangquoten. Die Färöer gehören formell zwar zu Dänemark, sind aber nicht in der Europäischen Union und haben keinen freien Personenverkehr mit ihr.

Israel ist trotz besetzter Gebiete dabei

Interessant ist der Fall Israel: Hier gab es lange Verhandlungen mit der EU, weil dieser die Siedlungspolitik Israels in den besetzten Gebieten nicht passt. Dennoch einigte man sich auf eine Assoziierung bei «Horizon 2020». Einzige Einschränkung ist, dass Forschungsstätten in den besetzten Gebieten kein Fördergeld bekommen. Die Verhandlungen mit der Schweiz hat die EU nun aber abgebrochen. Dabei besetzt die Schweiz

seit Jahrhunderten keine ausländischen Gebiete mehr. EU-Bildungskommissar László Andor beschied unserem Land Ende Februar, die Verhandlungen über «Horizon 2020» würden erst weitergehen, wenn die Schweiz die Personenfreizügigkeit mit Kroatien akzeptiere. Kroatien ist seit letztem Sommer in der EU. «Wir können keine unterschiedlichen Behandlungen unserer Mitgliedstaaten akzeptieren», sagte Andor.

Da andere assoziierte Staaten aber weder mit Kroatien noch mit anderen EU-Staaten den freien Personenverkehr haben, ist der Verhandlungsabbruch der EU eine gezielte Strafaktion. Für die Schweizer Hochschulen bedeutet der Abbruch, dass sie sich nicht für Projekte im Rahmen von «Horizon 2020» bewerben können. Sie kommen nur noch als Partner von Projekten in Frage, deren Führung in einem EU-Land oder einem assoziierten Staat liegt. Zudem können Wissenschaftler in der Schweiz

keine Zuschüsse mehr vom Europäischen Forschungsrat bekommen.

Um beim Bild der Familie zu bleiben: Am Tisch sitzt auch eine Reihe von Adoptivkindern, die ebenfalls Dessert bekommen, ohne Suppe zu essen. Einige von ihnen führen sich sogar ziemlich übel auf. Konkret führt die EU eine Liste von weit über hundert Staaten, vor allem Entwicklungsländern, die sich im Gegensatz zur Schweiz um Zuschüsse der EU bewerben dürfen.

Auf der Liste sind zahlreiche Länder, die von Diktatoren beherrscht werden, wie Eritrea, Kasachstan, Kuba und Simbabwe, oder gegen die internationale Sanktionen verhängt wurden, wie Iran, Syrien oder Zentralafrika. Viele bei «Horizon 2020» bevorzugte Staaten sind von Kriegen geprägt, zum Beispiel Afghanistan, Mali, Pakistan oder der Südsudan. Laut dem Schweizer Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) zahlen Entwicklungsländer, die Forschungsgelder bekommen, keine Beiträge an «Horizon 2020». Die Schweiz hingegen wollte sich mit 4,4 Milliarden Franken beteiligen.

Unterwürfigkeit in der Schweiz

Beim SBFI begründet man die Benachteiligung der Schweiz damit, dass Industriestaaten generell keine Forschungsgelder der EU bekommen, sofern sie nicht Teil der EU oder assoziiert sind. In der Tat bevorzugt die EU Entwicklungsländer. Sie begründet dies mit dem gezielten Forschungsaufbau in armen Ländern. Dennoch kommen auch Projekte in anderen Ländern in den Genuss finanzieller Unterstützung. Die EU zählte etwa die USA bereits beim 7. Forschungsrahmenprogramm von 2007 bis 2013 zu ihren «internationalen Top-Partnerstaaten». Bei «Horizon 2020» haben nun viele US-Forschungsstätten Zugang

zu Fördermitteln. Auch die USA haben keine Personenfreizügigkeit mit der EU.

Die Schweiz hat die besten Universitäten in ganz Kontinentaleuropa. Doch statt den Affront seitens der EU selbstbewusst zu parieren, reagiert man hierzulande mit Unterwürfigkeit. Ein Beispiel ist die Zusammenarbeit der ETH Lausanne mit Kroatien, mit dem Ziel, die dortigen Forschungsstrukturen zu stärken und die Abwanderung kroatischer Wissenschaftler zu verhindern. Lausanne engagiert sich dabei im Interesse der EU, denn diese sucht erklärterweise führende Universitäten in Europa, die die Forschung in den neuen EU-Oststaaten fördern. Die Schweiz müsste der EU klarmachen, dass das Engagement Laussannes von einer Assoziierung bei «Horizon 2020» abhängt. Doch stattdessen reiste Staatssekretär Mauro Dell'Ambrogio wenige Tage nach dem Verhandlungsabbruch nach Kroatien, um dort pflichtbewusst einem Anlass zur Lancierung der Zusammenarbeit beizuwohnen.

Ein anderes Beispiel ist das europäische Nuklearforschungsprogramm «Euratom». Die EU hat die Assoziierung der Schweiz bei «Horizon 2020» von einer finanziellen Beteiligung bei «Euratom» abhängig gemacht. Trotz Verhandlungsstopp erwartet die Union jetzt, dass die Schweiz bei «Euratom» mitmacht. Der Grund ist offensichtlich: Die Schweiz hat für die Kernfusionsforschung der EU, insbesondere für den Bau des Versuchsreaktors Iter in Frankreich, 180 Millionen Franken zugesagt. Hiesige Medien vermeldeten jedoch mit dankbarem Unterton, die Schweiz «dürfe» weiterhin bei «Euratom» mitmachen. Und die Schweizer Behörden scheinen die Rosinenpickerei seitens der EU zu akzeptieren.

Statt um Aufnahme zu betteln, müsste die Schweiz vielmehr ihr Interesse an «Horizon 2020» hinterfragen. Einerseits floss in den früheren Forschungsprogrammen der EU, bei denen die Schweiz dabei war, nur knapp mehr Geld an Schweizer Forscher zurück, als die Schweiz an Beiträgen ablieferte (*Weltwoche* Nr.10/14). Andererseits verfolgt die EU mit «Horizon 2020» auch andere Ziele als die Förderung öffentlicher Forschung, die nicht unbedingt im Interesse der Schweiz liegen. Nur 24 Milliarden des Gesamtbudgets von 80 Milliarden Euro sollen bis 2020 nämlich in die Spitzenforschung fließen. Vorgesehen ist aber, dass 17 Milliarden unter dem Titel «industrielle Führerschaft» an Unternehmen vergeben werden. Es geht also um Subventionen an die EU-Wirtschaft. Die Stärkung der «industriellen und wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit» ist denn auch ein explizites Ziel der EU bei «Horizon 2020».

Weiter sollen fast 30 Milliarden Euro für Forschung ausgegeben werden, die «gesellschaftliche Herausforderungen anpackt». Bei diesen «Herausforderungen» handelt es sich unter anderem um «Gesundheit, demografischen

Wandel und Wohlbefinden», «nachhaltigen Ackerbau» und «Klimaaktionen, Umwelt, Ressourceneffizienz und Rohmaterialien». Dabei klärt sich, warum arme Länder eine derart privilegierte Stellung haben: Bei «Horizon 2020» geht es mindestens so sehr um Entwicklungshilfe wie um Forschungsförderung. So wird etwa ein Projekt zur Wasseraufbereitung in Syrien im Rahmen von «Horizon 2020» mit 55 Millionen Euro unterstützt. 73 Millionen soll es auch für den Aufbau einer Glasfaserverkabelung in zentralasiatischen Staaten wie Aserbaidschan und Kasachstan geben.

Besser direkt finanzieren

«Das erste und vorderste Ziel der «Horizon 2020»-Zuschüsse ist es, zu Wachstum, Jobs und einer besseren Lebensqualität beizutragen», sagte EU-Botschafter David Daly im vergangenen Januar mit Blick auf Entwicklungsländer. In einem Papier der EU steht gar, «dass mindestens 60 Prozent des gesamten Budgets von «Horizon 2020» mit nachhaltiger Entwicklung verbunden sein sollten und dass klimaverbundene Ausgaben 35 Prozent des Budgets überschreiten sollen». Weiter nennt die EU explizit die Unterstützung ihrer Aussenpolitik als eines der Hauptziele von «Horizon 2020».

Bildungsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) hat Anfang März angekündigt, inländische Forscher direkt zu finanzieren, solange die Schweiz sich mit der EU nicht über die Teilnahme an den Bildungsprogrammen «Horizon 2020» und «Erasmus+» geeinigt hat. Der Schweizer Nationalfonds beabsichtigt, entgangene Zuschüsse des Europäischen Forschungsrats zu ersetzen. Die beste Strategie wäre wohl, Schweizer Forscher definitiv direkt zu unterstützen und mit der EU nicht mehr zu verhandeln. ○



Verhandlungsstopp: Bildungskommissar Andor.



ARBEITEN MIT AUSSICHT!

Wir vermieten in der gut erreichbaren Zürcher Gemeinde Au/Wädenswil ca. 4'000 m² Büroflächen für CHF 215.- /m² p.a. exkl. NK. Lagerräumlichkeiten und Parkplätze können dazu gemietet werden.

Mehr Informationen finden Sie unter www.pripro.ch/rondovitro

Kontakt:



Primus Property AG, Binzallee 4, 8055 Zürich, Tel. +41 44 457 60 60 oder Mail: info@pripro.ch



Essay

Die Liberalen in der Denkfalle

Die Personenfreizügigkeit ist kein liberales Konzept, wie viele meinen, sondern vielmehr ein sozialistisches Programm mit schwerwiegenden negativen Anreizen. Die Analogie zum Freihandel ist aus vier Gründen falsch. *Von Reiner Eichenberger*

Viele Liberale hat die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative völlig verstört. Sie sehen darin einen unfassbaren Fehlentscheid, verteufern dafür die SVP und zweifeln an der direkten Demokratie. Manche suchen sogar im Abstimmungsergebnis selbst Satisfaktion. Sie behaupten, die Ablehnung der Initiative in den Städten zeige, dass die Zustimmung anderen, schlechteren Motiven als dem Dichtestress entspringe.

Diese Liberalen meinen, die Personenfreizügigkeit sei ein liberales Programm und deshalb wirtschaftlich vorteilhaft. Damit stecken sie in einer Denkfalle, vor der schon der Übervater des Liberalismus, Milton Friedman, gewarnt hat: Die (natürlich richtigen) Argumente für den Freihandel können nicht auf die Personenfreizügigkeit übertragen werden. Die vermeintlich enge Analogie zwischen Personenfreizügigkeit und Freihandel hat schon die früheren Debatten um die Personenfreizügigkeit geprägt, und sie bedroht auch die zukünftige Politik. Sie ist aus vier Gründen falsch.

Erstens: Der Freihandel in der Form des freien Imports von Gütern und Dienstleistungen erhöht das gesamtwirtschaftliche Einkommen bei konstanter Einwohnerzahl und so das Pro-Kopf-Einkommen. Personenfreizügigkeit als freier «Import von Personen» erhöht ganz analog das gesamtwirtschaftliche Einkommen, aber eben bei steigender Einwohnerzahl. Da durch freie Zuwanderung unter normalen Bedingungen das Gesamteinkommen bestenfalls proportional zur Bevölkerung wächst, wird dadurch das Pro-Kopf-Einkommen anders als durch freien Güterimport nicht gesteigert.

Zweitens: Freier Markt und Freihandel erhöhen die Wohlfahrt nur unter einer Bedingung: Die Eigentumsrechte der Marktteilnehmer müssen gewahrt bleiben. Das bedeutet, dass die Käufer die gekaufte Ware bezahlen müssen und beim Handel keine negativen Externalitäten zu Lasten unbeteiligter Dritter entstehen dürfen. Die Personenfreizügigkeit verletzt beides.

Zum einen hat die Schweiz, richtig gerechnet, auf Ebene von Bund, Kantonen und Gemeinden nicht Schulden, sondern ein Nettovermögen von wohl weit mehr als 200 Milliarden Franken in Form von Boden, Immobilien, Anteilen an öffentlichen Unternehmen wie der Post oder der Swisscom sowie Reserven und Ge-

winnen der Nationalbank und der Suva angespart. Die Erträge aus diesem Nettovermögen fliessen in allgemeine staatliche Einnahmetöpfe. Dadurch sind die Steuern für Durchschnittsverdiener in der Schweiz deutlich tiefer als im Ausland, was die Zuwanderung vor allem von Durchschnittsverdienern anzieht.

Diese Aufteilung der Vermögenserträge auch unter die Zuwanderer verletzt die Eigentumsrechte der bisherigen Einwohner am angesparten Nettovermögen. Die Personenfreizügigkeit ist deshalb kein liberales, sondern wenn schon ein sozialistisches Programm – mit schwerwiegenden negativen Anreizwirkungen: Wenn Menschen frei aus Ländern mit tiefen öffentlichen Nettovermögen in solche mit hohen umziehen können, gibt das den Regierungen und Bürgern Anreize zu einem verschwenderischen Umgang mit staatlichen Mitteln. So haben schon einige Politiker argumentiert, dass es sich angesichts des Zuwanderungsdrucks nicht mehr lohne, steuerlich attraktiv zu sein.

Zum anderen schafft freie Zuwanderung negative Externalitäten. Die Zuwanderer nutzen natur- und politikbedingt knappe Faktoren wie Umwelt, Infrastruktur und Boden und tragen so zu ihrer Verknappung bei. Dadurch steigen die Wohn-, Energie-, Infrastruktur- und Verkehrskosten und so die Lebenshaltungskosten in der Schweiz, womit der reale Wohlstand sinkt. Solange der Wohlstand in der Schweiz klar höher als in der EU ist, hält die Zuwanderung an und lässt den realen Wohlstand weiter sinken. Da nützen all die Argumente für die positiven Wirkungen nichts. Wenn die Zuwanderung den Wohlstand in der Schweiz mehren würde, würden zusätzliche Zuwanderer angezogen, und die Schweiz würden noch schneller an ihre Kapazitätsgrenzen stossen.

Bei Personenfreizügigkeit ist die Schweiz also so oder so in einem Wanderungsgleichgewicht gefangen: Der reale Wohlstand in der Schweiz kann nur noch um die Wanderungskosten über dem Wohlstand in der EU liegen. Zwar werden die nominellen Einkommen in der Schweiz dank der hohen Produktivität der Wirtschaft sehr hoch bleiben und möglicherweise sogar zunehmen, aber sie werden durch die hohen Lebenshaltungskosten kompensiert werden. Tatsächlich ist unsere Welt voller solcher Wanderungsgleichgewichte. Der Kanton Zug ist ein besonders attraktiver Standort mit

vielen Vorteilen, der auf den ersten Blick für alle attraktiv ist. In Zug verdienen sogar Putzfrauen mehr als in anderen Kantonen. Das trifft auch auf erfolgreiche Grossregionen wie etwa München zu, das in vielerlei Hinsicht sehr attraktiv ist. Aber weshalb ziehen nicht viel mehr Leute nach Zug oder München? Einfach weil die Boden- und Mietpreise und all die anderen natürlichen Knappheiten die Vorteile praktisch vollständig kompensieren.

Auch für die gesamte Schweiz ist der Effekt schon gut sichtbar. Die allseits beklagte Preisinsel Schweiz – in der Schweiz sind die Lebenshaltungskosten nach offiziellen Statistiken rund 60 bis 70 Prozent höher als in der EU – be-



Menschen, die Dichte weniger stört: Städter.

ruht fast zur Hälfte auf höheren Wohnkosten, und auch ein guter Teil der Preisunterschiede bei den anderen Gütern und Dienstleistungen sind zu einem gewichtigen Teil durch die hohen Immobilienkosten bedingt.

Drittens: Manche Liberale argumentieren, die Kapitalisierung des Zuwanderungsdrucks in den Bodenwerten nütze allen, weil die Bodenwertsteigerungen mittels Liegenschaftssteuern umverteilt werden könnten. Das stimmt unter der Personenfreizügigkeit nicht. Wenn die Immobilienwertsteigerungen durch Liegenschaftssteuern abgeschöpft werden und dafür andere Steuern gesenkt werden, zieht das zusätzliche Zuwanderung an. Dadurch würden die Immobilienwerte zunehmen und die Steuerzahlung praktisch an die Hausbesitzer zurückgegeben. Die Immobilienwertsteigerungen können erst sinnvoll abgeschöpft werden, wenn die Zuwanderung begrenzt wird.

Viertens: Für die Personenfreizügigkeit spricht auf den ersten Blick, dass wir wohl darin einig sind, dass die Niederlassungsfreiheit innerhalb der Schweiz vorteilhaft ist. Weshalb also sind viele mal für und mal gegen Personenfreizügig-

keit? Zum einen bringt Personenfreizügigkeit allen beteiligten Regionen Vorteile, wenn die Wanderung einigermaßen symmetrisch ist und etwa gleich viele Menschen ein- wie auswandern. Dann ermöglicht sie den Menschen, den für sie idealen Wohn- und Arbeitsort zu wählen, ohne dass die Haupteinwanderungsländer an übermässigem Bevölkerungswachstum und den skizzierten Problemen leiden. In der Schweiz wohnen knapp 2 Millionen Ausländer ohne Schweizer Bürgerrecht. Umgekehrt wohnen je nach Datenreihe etwa 700 000 bis 800 000 Schweizer im Ausland, von denen aber gut 70 Prozent Doppelbürger sind, also nur rund 200 000 «nur» Schweizer sind. Folglich ist die Wanderung zwischen der Schweiz und dem Ausland völlig asymmetrisch.

Zum anderen wurden in der Schweiz seinerzeit gleichzeitig mit der Niederlassungsfreiheit auch alle Kantone einer Verfassung und Gesetzen unterstellt, die eine grosse wirtschaftliche Entwicklung und damit beidseitige Chancen und eben eine gewisse Symmetrie der Wanderung versprochen. In der EU ist die Personenfreizügigkeit aber nicht mit der Durchsetzung von glaubwürdigen institutionellen Reformen in den typischen Auswanderungsländern ver-

knüpft. Entsprechend sei die Hypothese erlaubt, dass die Schweizer der Personenfreizügigkeit mit der EU deutlich zustimmen würden, wenn gleichzeitig die EU-Länder die Schweizer Verfassung übernehmen.

Städte wuchsen weniger schnell

Für die bisherigen Einwohner der Schweiz ist die Zuwanderung aufgrund der Personenfreizügigkeit also weit weniger vorteilhaft, als es viele Politiker und Medienschaffende meinen. Genauso falsch sind leider auch deren Versuche, ihre Position zu rechtfertigen. Die Kritik an der direkten Demokratie vernachlässigt, dass sich all die Schwächen behaupteterweise unmündiger und verführter Bürger in einer repräsentativen Demokratie noch viel schwerwiegender auswirken. Und die Behauptung, die Städter hätten den grössten Dichtestress, ist einfach falsch. Alle fünf grossen Städte haben seit der Einführung der vollen Personenfreizügigkeit von Anfang 2007 bis Ende 2012 ein kleineres Bevölkerungswachstum erfahren als der Rest ihres Kantons, und die Städte Genf mit 5,8 Prozent, Bern mit 4,2 sowie Basel mit 1,5 Prozent weitaus weniger als die Schweiz im Durchschnitt mit 7,1 Prozent. Die Veränderungen in den Städten waren deshalb viel kleiner als in ihren Agglomerationen und in vielen Landgemeinden.

Zudem sind die Stadtbewohner tendenziell eine Selektion von Menschen, die Dichte weniger stört, und viele von ihnen sind durch staatlich geförderten Wohnraum, Mietzinsregulierungen oder auch die viel zu günstige Zuteilung von Anwohnerparkplätzen vor den Auswirkungen des Bevölkerungswachstums abgeschottet, wohingegen die Pendler aus den Land- und Agglomerationsgemeinden voll unter der Überfüllung von S-Bahn und Strassen sowie unter der Parkplatznot leiden. Die Städter als Mass für Toleranz und Modernität darzustellen, ist deshalb genauso abwegig, wie die Probleme mit dem Bevölkerungswachstum infolge Zuwanderung nicht offen zu thematisieren.

Was aber bedeutet das nun alles für die weitere Politik? Aus liberaler Sicht hat die Bevölkerung liberaler als viele «liberale» Exponenten aus Politik, Wirtschaft und Medien geurteilt und will das zuwanderungsgetriebene Bevölkerungswachstum zu Recht einschränken. Wichtig ist nun, dass dazu auch liberale Instrumente eingesetzt werden. Eine liberale Zuwanderungssteuerung sollte nicht über tumbe Mengenkontingente, sondern über Preise für den Aufenthalt in der Schweiz oder Abgaben für die Einstellung von Zuwanderern gesteuert werden. Kontingente sollten nur im Sinne von Zielen und Sicherheitsventilen vorgesehen werden, nicht als Hauptsteuerungsinstrumente.

Reiner Eichenberger ist Ordinarius für Theorie der Wirtschafts- und Finanzpolitik an der Universität Freiburg.



In den Fängen der SBB

Weil mein Anschlussbillett nicht abgestempelt war, bezahlte ich für die Fahrt von Zürich nach Samstagern Fr. 107.10. Dabei konnte ich unmöglich die Absicht gehabt haben, unsere Bundesbahnen zu betrügen. Von Hanspeter Born



«Vorgang abgebrochen»: Billettautomat.

Ich will nach Samstagern, so heisst ein Ort zwischen Wädenswil und Einsiedeln. Auf der Website der SBB suche ich mir den besten Zug heraus. Zürich ab: 9.12 Uhr – Samstagern an: 9.42 Uhr. Aus Neugier schaue ich noch auf «Preis/Kauf»: «Tageskarte, 7 Zonen via Stäfa». (Wer geht via Stäfa, rechtes Zürichseeufer, nach Samstagern, linkes Zürichseeufer?) Kaufen werde ich das Billett oder wie man heute wohl sagt: «Ticket» am Schalter. Halbtax, 2. Klasse: Fr. 7.10.

Man muss wissen, dass ich 75 bin, vielleicht etwas zerstreut und vergesslich, aber sonst noch recht rüstig. Altmodisch auch, wie man dies in meinem Alter sein darf, und ein sturer High-tech-Verweigerer (keine Apps, kein Handy).

Ich setze mich aufs Velo, radle zum Hauptbahnhof. Bin dort rechtzeitig fünf vor neun. Automat oder Schalter? Schalter. Drei Schalter von vielleicht zwölf sind offen. Die Schlange scheint nicht allzu lang. Aber ich weiss nicht, wie weit weg mein Perron ist. Zur Sicherheit versuche ich's am Automaten und sehe auf dem Schirm: 7 Zonen, Fr. 7.10. Ich schiebe meine Kreditkarte in die verschiedenen vorhandenen Schlitze des Automaten, doch keiner will sie: «Vorgang abgebrochen». Ich wiederhole die Prozedur. Gut, wenn er die Karte nicht will, zahle ich mit meiner 50er-Note. Doch die will der Automat auch nicht. Glücklicherweise habe ich genug Münz. Hurra! Das Billett wird

ausgespuckt. Ich werfe einen flüchtigen Blick darauf und lese mit Erstaunen: «Gültig: 2 Stunden». Eine Tageskarte, die nur zwei Stunden gültig ist? Na gut.

«Lassen Sie mich es noch einmal erklären»

Ich setze mich in den Zug und versenke mich in Urs Gehrigers *Weltwoche*-Artikel über den von mir verabscheuten EU-Parlamentspräsidenten Schulz. Billettkontrolle. Die Kondukteurin (oder sagt man jetzt «Fahrbegleitende»?) sieht mich strafend an. «Wo ist Ihr Fahrausweis? Und wieso ist das Anschlussbillett nicht abgestempelt?» – «Tut mir leid, ich habe keinen anderen Fahrausweis, bin mit dem Velo zum

Schicke ich eine Hunderternote in einem Briefumschlag, oder kann ich es am SBB-Schalter tun?

Hauptbahnhof gefahren.» Ich werde aufgeklärt, dass ich illegal auf dem Zug bin. Nun bin ich zwar alt, aber nicht altersweise. Ich kann mich immer noch ereifern. «Wie bitte? Ich habe doch ein Billett, für das ich erwiesenermassen Fr. 7.10 bezahlt habe!» Die gestrenge Fahrbegleitende lässt sich nicht erweichen. Ein Anschlussbillett ohne Billett und ohne Stempel ist ungültig. Ich versuche zu erklären: «Mein

eben gelöstes Billett kostete Fr. 7.10, es ist bloss zwei Stunden gültig, ich kann also unmöglich die Absicht gehabt haben, unsere SBB zu betrügen. Ich will wirklich von Zürich nach Samstagern. Und wenn es mehr kosten sollte, zahle ich gerne den Aufpreis.» – «Lassen Sie mich es noch einmal erklären», sagt die Fahrbegleitende zu mir wie zu einem trotzigem Fünfjährigen. Kann man nicht ein bisschen kulant sein, besonders gegenüber einem Techno-Idioten, der sich im Labyrinth der Billettangebote der SBB nicht zurechtfindet? Nein, die Frau wird ihre Beute nicht mehr loslassen.

Mittlerweile habe ich wieder einmal die Nerven verloren, bin ich laut geworden. Vermutlich hört jetzt der ganze Waggon mit. Ich will den Namen der Fahrbegleitenden wissen. «Frau Arn.» Wie schreibt man das. «Wie Arn.» Sie muss jetzt nur nicht glauben, der Greis sei wehrlos. Ich spiele schamlos mein Ass aus: «Sehen Sie hier, die *Weltwoche*. Ich kann dort einen Artikel darüber schreiben, wie die SBB mit alten Leuten umgehen.» «Ha», lacht sie, «das kümmert mich nicht. Und die *Weltwoche* [rümpft Nase, vermutlich] lese ich schon gar nicht.» – «Ich werde mich bei der Direktion beschweren», drohe ich. «Ich mich auch. Ich mache einen Rapport. Was ist Ihre Postleitzahl?» «Ähm, 8002.» Sie notiert sich Name, Adresse. Gott sei Dank ist wenigstens mein Halbtaxabonnement nicht abgelaufen.

Frau Arn sieht, dass meine Mütze zu Boden gefallen ist und weist mich (freundlich?) darauf hin. Inzwischen habe ich mich etwas beruhigt und erkläre, dass ich ja nicht über sie persönlich schimpfe, sondern über die SBB. Füge grandseigneurial hinzu: «Schicken Sie mir die Rechnung.» – «Das werden wir tun», meint sie ungerührt, drückt etwas aus und bittet mich zu unterschreiben, was ich tue, ohne den Wisch zu lesen.

Als sie weg ist, schaue ich mir den Zettel an. «Reise ohne gültigen Fahrausweis», lautet die Überschrift. Darunter: «CHF 100.00 (Fahrpreispauschale + Zuschlag) – (Im Wiederholungsfall kann sich dieser Betrag erhöhen). Die unterzeichnende Person bestätigt die Angaben.» Dann: meine kaum leserliche Unterschrift.

Inzwischen sitze ich daheim am Computer und schäme mich ein wenig. Deshalb, liebe Frau Arn (oder wie Sie genau heissen), entschuldige ich mich für meinen unflätigen Ton. Wie darf ich meine Busse («inkl. 8,0 % MwSt./SBB») bezahlen? Schicke ich eine Hunderternote in einem Briefumschlag, oder kann ich es am SBB-Schalter tun? Das Inkassocenter wird es mir sagen. Mailadresse: fahrausweiskontrolle@sbb.ch. ○

Kleinkrieg in der Grossstadt

Hat Krieg die Menschheit weitergebracht? Mit einer provokanten Äusserung löste die Zürcher FDP-Gemeinderätin Elisabeth Schoch einen Entrüstungsturm aus, so dass ihre Partei auf Distanz ging. Dabei könnte sie sich auf das Buch eines bekannten Gelehrten berufen. *Von Markus Schär*

Der Nationalrat streitet am 7. März über Lockerungen beim Export von Kriegsmaterial. Und Michèle Claudine Meyer, Aktivistin als HIV-Betroffene, ärgert sich auf Facebook über den freisinnigen Basler Nationalrat: «Daniel Stolz, FDP-Politiker und Geschäftsleiter der Aids-Hilfe beider Basel, redet sich um Kopf und Kragen und merkt es nicht.» Die Marketingfrau Elisabeth Schoch, im Februar für die FDP ins Zürcher Gemeindeparlament gewählt, verteidigt ihren Parteifreund: «Indem man eine Waffe verkauft, hat man noch lange nicht die Verantwortung für das, was damit angestellt wird.» Die Debatte auf Facebook entbrennt, Schoch lästert über das Gutmenschentum, «das mir halt einfach auf den Geist geht», und haut schliesslich nur noch einen Satz raus: «Kriege haben übrigens die Menschheit vorwärtsgebracht.»

«Nicht ihr erster Ausrutscher»

Skandal!, findet Meyer; sie steckt die «entsetzlich zynischen» Kommentare auf ihrer Facebook-Seite deshalb der Basler *Tageswoche*. Und dort schreibt sie der *Tages-Anzeiger* ab. Das Zürcher Zentralorgan für Political Correctness zeigte Elisabeth Schoch schon nach ihrer Wahl in den Gemeinderat als hartes Gesicht des Freisinns: «Wo liberal draufsteht, durchbricht ihr Smartvote-Polygon beinahe die Umrandung.» Die Geschäftsfrau bediente das Klischee bereitwillig, indem sie das geplante Bundeszentrum für Asylbewerber in Zürich-West ablehnte und in der Entmischung des Kreises 5 kein Problem erkannte: «Persönlich finde ich, es darf durchaus auch Quartiere geben, in denen man nicht ständig Kindergeschrei hört.»

«Die Zürcher Gemeinderätin Elisabeth Schoch (FDP) sorgt mit einem Statement zum Kriegsmaterialexport für Kopfschütteln», tadelt der *Tages-Anzeiger* die Neopolitikerin. «Es ist nicht ihr erster Ausrutscher.» (Denn für «Kopfschütteln» sorgte gemäss dem Blatt schon der Satz über das Kindergeschrei.) Die gewichtige Geschichte führt online zu 142 Kommentaren, also müssen *Blick am Abend* und *Srf.ch* nachziehen. Und am nächsten Tag auch die *NZZ*: Denn aufgrund des «medialen Gewitters» sah sich die FDP-Stadtpartei gezwungen, sich von ihrer frischgewählten Gemeinderätin noch vor Amtsantritt zu distanzieren. In einer weder grammatisch noch intellektuell gelungenen Erklärung stellte sie fest: «Die FDP steht zur langjährigen humanitären Tradition der Schweiz und dessen international wirkenden Organisationen wie beispielsweise das Rote

Kreuz (IKRK). Kriege sind weder die Antwort auf Innovation noch eine Antwort auf Fortschritte der Menschheit.» Die *NZZ* als liberales Hoforgan tadelt die ultraliberale Politikerin wegen ihrer Aussage zu den Quartieren ohne Kindergeschrei und spöttelt: «Was Elisabeth Schoch mit dem nicht grundsätzlich falschen, aber erklärungsbedürftigen und im betreffenden Kontext ziemlich schiefen Satz genau sagen wollte, bleibt ihr Geheimnis.»

«Wir haben uns nicht von Elisabeth Schoch distanziert, sondern von ihrer Äusserung», rückt FDP-Fraktionschef Roger Tognella den *NZZ*-Artikel zurecht: «Die Aussage ist einfach falsch.» In der Partei habe, aufgrund der vielen Reaktionen per Mail oder am Telefon, «der Zeiger ausgeschlagen», so dass die Führung, «nicht so viel gewohnt wie die SVP», handeln müssen. Im Parlament als «Spiegel der Gesellschaft» sassen zwar auch Vertreter von Leuten mit anstössigen Ansichten, aber Schoch wollte selber ihre Aussage nicht mehr so gemeint haben. Im Communiqué ihrer Partei gab sie sich zerknirscht: «Ich habe das Zitat – zugegeben etwas ungeschickt – in die Diskussion eingebracht, um aufzuzeigen, dass die Dinge nicht immer so einfach in Schwarz und Weiss einzuteilen sind.»

So weit die ganz gewöhnliche Geschichte eines jener Shitstorms, die in der vernetzten

Welt unseren Alltag bereichern. Aber diese Geschichte hat eine Pointe, von der alle Beteiligten nichts wussten. Ian Morris, Archäologieprofessor in Stanford und Universalhistoriker mit Weltruf seit seinem brillanten Wälzer «Wer regiert die Welt?» von 2010, gab im letzten Herbst ein neues Buch heraus, vorerst in der deutschen Übersetzung, das englische Original folgt im April. Es heisst: «Krieg. Wozu er gut ist.»

«Krieg hat die Welt sicherer gemacht»

Der Gelehrte erkennt: Kriege trieben nicht nur die Innovation voran, sondern auch die Zivilisation. Aufgrund des Forschungsstands schliesst Morris, dass das Risiko, eines gewaltsamen Todes zu sterben, in der Steinzeit um ein Mehrfaches höher war als im mörderischen 20. Jahrhundert und dass die Gewalt aufgrund der Gründung von Reichen dank Kriegszügen stark zurückging. Er stellt fest: «So unbequem diese Tatsache ist, auf lange Sicht hat der Krieg die Welt sicherer und reicher gemacht.»

Trotz gelehrter Unterstützung mag sich Elisabeth Schoch nicht mehr zu dieser Auseinandersetzung äussern: «Ich denke, jetzt ist seriöse Parlamentsarbeit angesagt.» Im *Tagblatt der Stadt Zürich* sagte sie nach ihrer Wahl auf die Frage, was sie in Zürich ändern würde: «Ich wünschte mir einen freundlicheren Umgang. Man pflegt hier oft einen etwas harten Ton.» ○



Wozu Krieg gut ist: Gemeinderätin Schoch.



Roger Köppel:

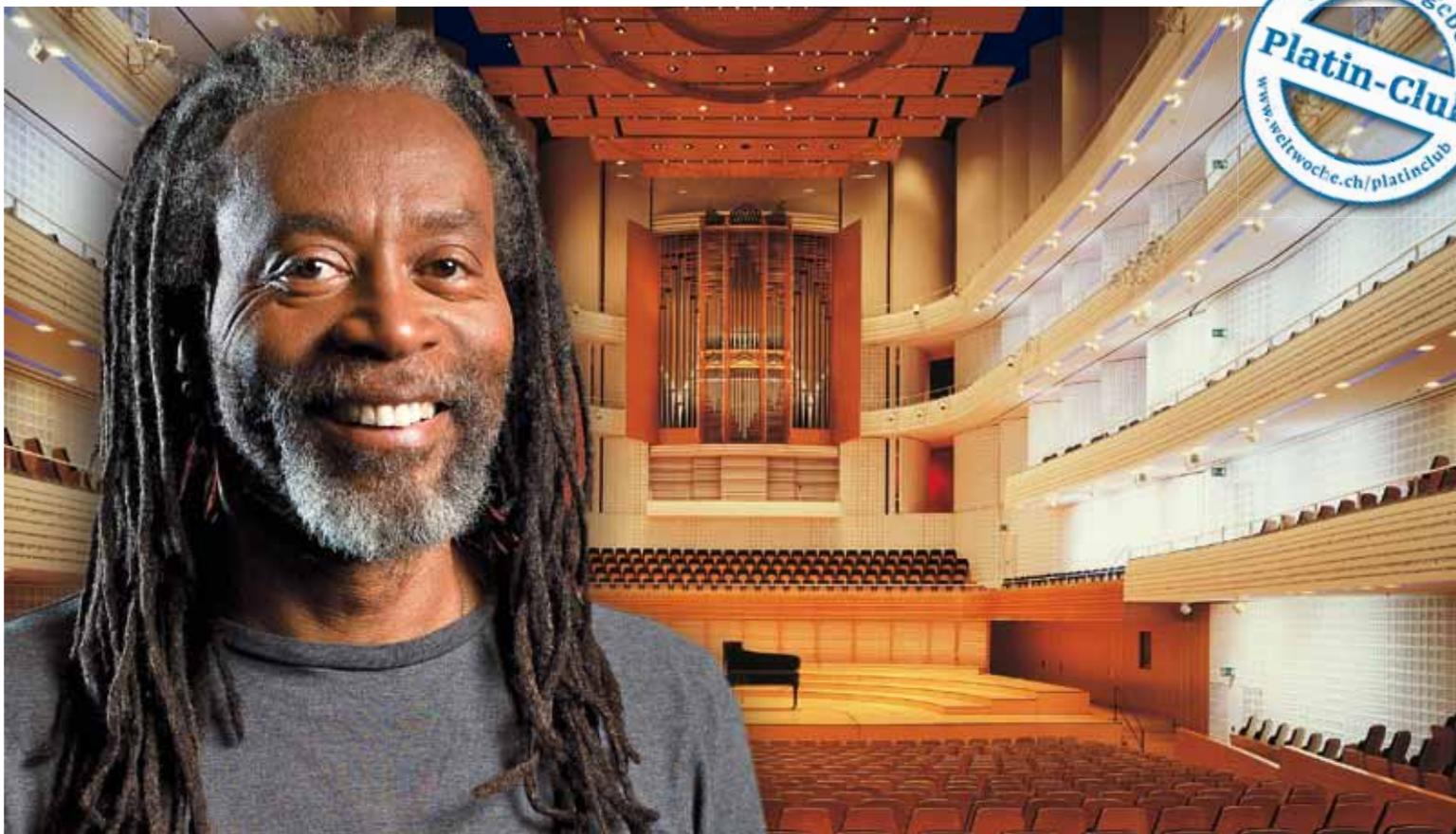
Voller Einsatz für eine unabhängige und weltoffene Schweiz.

Die *Weltwoche*: Die einzige Zeitung, die sich nicht für unsere Volksentscheide entschuldigt.

**Jetzt
abonnieren!**



**Probeabo: www.weltwoche.ch/probeabo oder
Telefon 043 444 57 01**



Premiere im KKL Luzern:

Bobby McFerrin live

Am 23. Mai präsentiert der grosse amerikanische Vokalkünstler sein neustes Programm, «VOCABuLarieS». Begleitet wird er vom Berliner Vokalensemble Slixs & friends.



«VOCABuLarieS» ist das wahrscheinlich aufwändigste Projekt, das der zehnfache Grammy-Gewinner jemals in Angriff genommen hat. Bobby McFerrin ist ein kreatives Meisterwerk gelungen, das alle Grenzen der A-cappella-Musik sprengt.

Mit unglaublicher Virtuosität, seinem faszinierenden Timbre und ungebrochener Experimentierfreude vereint McFerrin alle musikalischen Stile, die seine Laufbahn geprägt haben: Jazz, Klassik, Einflüsse aus Afrika, Lateinamerika und Indien sowie R&B, Gospel und Pop.

Platin-Club-Spezialangebot

VOCABuLarieS – Bobby McFerrin und Slixs & wfriends

Datum:

Freitag, 23. Mai 2014, 19.30 Uhr

Veranstaltungsort:

KKL Luzern, Konzertsaal

Preise:

Kat. I Fr. 160.– (statt Fr. 188.–)

Kat. II Fr. 143.– (statt Fr. 168.–)

Kat. III Fr. 126.– (statt Fr. 148.–)

Buchung:

Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Stichwort «Weltwoche» über Tel. 041 361 62 62 (Tickethotline) oder online mit dem Promotions-Code «Platin-Club» unter tickets@obrassoconcerts.ch.

Bedingungen:

Gültiges Abonnement der Weltwoche.
Das Angebot ist nicht kumulierbar.
Bearbeitungsgebühr pro Bestellung: Fr. 9.80.

Veranstalter:

Obrasso Classic Events GmbH
www.obrassoconcerts.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Die Beute im Blick

Marine Le Pen öffnet die Partei ihres Vaters für neue Wähler. Im Ausland verschmäht, zu Hause beim Establishment gefürchtet, arbeitet die schillernde Chefin des Front national minutiös am grossen Durchbruch. Jetzt scheint er in Griffnähe. Porträt einer Frau im Aufwind. 1. Teil. Von Urs Gehrig

Alles, was wir von ihr wissen, wissen wir aus TV, Funk und Presse. Marine, das ist die Blonde mit fanatischer Abneigung gegen alles, was fremd ist und anders. Marine, das ist die «Tochter des Teufels» mit Hang zu knappen und zu simplen Antworten. Marine dröhnt in Mikrofone: «Die Franzosen zuerst!» Marine, immer unterwegs zu den Verdammten und den Verlierern, ihr Netz auswerfend. Marine, gefährlich wie eine Rattenfängerin. Nur hin und wieder keimen Zweifel: Ist die Seele dieser Frau tatsächlich schwarz wie die Nacht? Ist ihr Erfolg nur die Krise der andern?

Seit einem Jahrzehnt feilt die Chefin des Front national (FN) an ihrem Plan, der sie nach ganz oben bringen soll, in den Elysée-Palast. «Ja, ich will Präsidentin werden», sagt die 45-Jährige. Das wollte ihr Vater auch. Doch ihm hat das keiner abgekauft. Jean-Marie Le Pen reichte es trotz fünf Anläufen bloss für die Rolle des Wahlverderbers. Marine hingegen, die 2011 die Parteispitze übernommen hat, spielt auf Sieg. Seit sie vor zwei Jahren bei den Präsidentschaftswahlen 18 Prozent erzielte – ein Rekord für die Partei –, erlebt sie einen kometenhaften Aufstieg in den Meinungsumfragen.

24 Prozent der Franzosen würden bei den Europawahlen für Le Pens Partei stimmen, fand eine Umfrage des Instituts TNS Sofres letzten Oktober heraus. Damit lag der FN erstmals landesweit vor allen anderen. Im Winter hat er noch einmal deutlich zugelegt. Im Februar befürworteten 34 Prozent der Wähler die Positionen der Partei, die je nach politischer Einstellung des Betrachters als «ultrarechts», «rechtsextrem» oder «rechtskonservativ» titulierte wird.

Bereit zum Sprung

Der Sieg bei den EU-Parlamentswahlen im Mai ist Le Pens Ziel. Doch vorher gilt es, die Macht weiter zu festigen. Nächstes Wochenende bietet sich Gelegenheit bei den Kommunalwahlen. Seit Wochen rührt Marine die Werbetrommel, ist pausenlos unterwegs im Land, in Fabrikhallen, Kneipen und Spelunken.

Abend für Abend dasselbe Bild: Wenn Marine Le Pen in einen Saal einmarschiert, tut sie dies derart raumgreifend, dass es dem Publikum den Atem verschlägt. Von weitem erkennt man ihr Markenzeichen, blondiertes Haar, Strähne im Gesicht. Sie ist solid gebaut, trägt schwarze Blazer, manchmal Jeans dazu, selten einen Jupe. Sie lächelt mild, wirkt aber, als sei sie auf der Pirsch, angespannt wie eine Wildkatze, die Beute immer im Blick, bereit zum Sprung.

Wer sie zum ersten Mal aus der Nähe sieht, ist verblüfft ob der Ähnlichkeit mit ihrem Vater. Dieselben breiten Schultern, dasselbe ovale Gesicht, dieselbe raue Stimme, die schon dröhnt, wenn sie nur spricht.

Ihre Mutter sagt: «Marine ist der perfekte Klon ihres Vaters.» Doch das stimmt nicht. Während der Vater auf der Bühne im Stile eines Volksschauspielers den Komödianten gibt, nicht selten am Rande des Vulgären, setzt sie auf Contenance und Perfektion. Sie ist Herrin ihrer selbst. «Ihr grösstes Talent», sagt ein Abtrünniger des FN, «ist ihre Fähigkeit, die Aggressionen, die sie in sich trägt, zu verbergen.»

Auch inhaltlich hebt sie sich vom Alten ab. Ihre Wahlkampfrede, die sie in Lyon hält – wie Paris und Marseille in der Hand von Sozialisten –, ist exemplarisch. Zuerst ein Prankenhieb gegen links («Man muss sie abstrafen, heftig abstrafen»), dann einer gegen rechts («UMP wählen heisst die Wüste bewässern»), um schliesslich den Front national als einzige Lösung zu preisen. Doch das ist bloss Vorgeplänkel für den grossen Paukenschlag gegen die zwei «gefährlichsten Feinde». Damit meint sie weder die Immigranten noch die mangelnde Sicherheit und auch nicht das «impotente Imperium» EU. «Der erste

Die Mehrheit der Arbeiterschaft, ehemals Stammwähler der Linken, weiss sie auf ihrer Seite.

Feind, meine Freunde, ist die Stimmabstinenz.» Wer denke, Stimmhaltung sei eine Form des Protests, irre gewaltig. Denn «wer der Urne fernbleibt, bestätigt das System». Genau jenes System will die passionierte Sportschützin «zum Platzen bringen». Um aus den Trümmern eine neue Massenpartei zu schmieden, mit der sie zum Sturm aufs Elysée ansetzen kann.

«Doch es gibt einen noch grösseren Feind», fährt sie fort. Sie senkt die Stimme um eine Oktave, verlangsamt den Redefluss. «Es ist ein Feind, der in unseren Herzen wohnt.» Das Volk hängt atemlos an ihren Lippen. «Der Pessimismus!» Jawohl, die Zahl der Probleme sei Legion: das Bildungssystem aus den Fugen, die Jugend ohne Perspektive, die Grenzen verschwunden, die Immigration unkontrollierbar. Doch niemals gebe auf, wer ein echter Franzose sei, ruft sie der Menge entgegen und hebt an zu einer Hymne auf die «grossen Schätze der Franzosen»: auf «unser Territorium, unser Volk, unsere Traditionen». Diese

gelte es vom Schutt zu befreien, um aus ihnen Kraft zu tanken. «Weder links, noch rechts – französisch!», lautet ihr Credo.

Von Pétain bis zu de Gaulle, von Mitterrand bis zu Sarkozy, durch alle Zeiten und politischen Richtungen hindurch gehört die Liebe zu Frankreich ins rhetorische Arsenal des Präsidenten der Republik. Doch niemand zelebriert die Liebe zur *patrie* wie sie. Frankreich lieben ist ihr Metier. Und wenn Marine Le Pen Präsident Hollande und Innenminister Valls beschuldigt, Frankreich nicht zu «lieben», dann klingt das, als werfe sie ihnen Hochverrat vor.

Kein Satz, mit welchen politischen und wirtschaftlichen Schritten das Land wieder auf die Strasse der Glorie zurückfindet.

Stattdessen nimmt sie das Volk an ihre Brust, frottiert ihm die Seele und entlässt es mit einem Zitat des Philosophen Henri Bergson: «Die Zukunft ist nicht, was passiert, sondern was wir aus ihr machen.» Frenetischer Jubel. Marine schlägt bei ihnen ein wie eine Vitaminbombe fürs Selbstvertrauen. «Alle an die Urnen!», ruft sie ihnen nach, und zum Schluss schmettern alle die Marseillaise.

Vitaminbombe fürs Selbstvertrauen

Mit Genugtuung darf die Parteichefin Abend für Abend feststellen, dass die Diffamierung ihrer Partei bei den Franzosen immer weniger zieht. Die Mehrheit der Arbeiterschaft, traditionell Stammwähler der Linken, weiss sie hinter sich. Eine epochale Wende! Anders kann man das nicht nennen.

Was macht sie aus, die Anziehungskraft dieser Frau? Die Schriftstellerin Christine Angot weiss eine Antwort: «Marine Le Pen gefällt 20 Prozent von uns, und 80 Prozent fasziniert sie. Ein Mannweib, phallisch, das mögen wir.» Angot hat recht. Doch sie erklärt bloss einen Teil des Phänomens.

Während vier Jahrzehnten hat Marines Vater sich und der Partei einen Namen gemacht. Ein Name, dem Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus anhaften. Unvergessen der Moment, als Jean-Marie Le Pen vor laufender Kamera die Gaskammern als «ein Detail der Geschichte des Zweiten Weltkriegs» bezeichnete. Mit Reserve beobachtet die Presse, wie Marine die vom Establishment geschmähte Partei einer rigorosen Generalüberholung unterzieht und sie aus der unanständig-rechten Ecke herausführt.

Um den Schwefelgeruch ihres Vaters, der von der französischen Presse gerne als «Teufel» bezeichnet wird, auszutreiben, lancierte die Toch-



«Ich will Präsidentin werden»: Front-national-Chefin Le Pen.



Versuchslabor des FN im Norden: Le Pen in Hénin-Beaumont, Briois (r.).

«Dédiabolisation»: Jean-Marie, Enkelin Marion, Tochter Marine Le Pen.

ter die Mission «dédiabolisation»: Sie entledigte die Partei der Betonköpfe alter Schule, liess Skinheads mit Nazi-Insignien aus Demonstrationen entfernen, berief junge, respektable Technokraten in Leitungsfunktionen und zügelte die Parteirhetorik. 2011 verurteilte sie den Holocaust als «Höhepunkt der Barbarei». Marine ist das beste Marketingvehikel der Partei seit ihrer Gründung 1972. «Jean-Marie Le Pen zu hassen, war einfach; es ist schwer, seine Tochter nicht zu mögen», schrieb *The Atlantic*.

Der engste Familienkreis

Ein Blick in die Säle, die sie im Wahlkampf Abend um Abend füllt, zeigt, wie die Klientel in die Breite gewachsen ist. Zwar dominiert unverändert die Hautfarbe Weiss. Doch die 1968 geborene Marine ist auf Augenhöhe mit ihrer Generation. Nach zwei gescheiterten Ehen lebt sie mit ihren drei Kindern in einer modernen Patchworkfamilie. Sie spricht sich in der Abtreibungsfrage für die freie Wahl der Frauen aus, Schwulen gegenüber ist sie liberal eingestellt, sie plädiert für den Sozialstaat und ist wirtschaftlich interventionistisch. Sie ist unter Frauen ebenso populär wie unter Männern. Die Jugend hat ihr ihr Herz geöffnet. Ein Viertel der 18- bis 24-Jährigen schenkte ihr bei den Präsidentschaftswahlen die Stimme. Sogar Intellektuelle wagen ein Coming-out als Frontisten – ein Quantensprung für die Partei.

Le Pen hat einen Plan entworfen für die Macht ergreifung. Nach der «dédiabolisation» und der Ausbreitung der Wählerschaft sollen nun die Anker geworfen werden, überall im Land. Hierfür stellen die Kommunalwahlen eine wichtige Etappe dar. «Das Ziel ist klar», hämmert Le Pen den Parteimitgliedern ein: «Wir wollen unsere lokalen Wurzeln stärken. Unsere Präsenz in den

Gemeinden und Städtchen ist das Fundament für unsere künftige Macht.»

Le Pen wittert Morgenluft. Sie sieht sich in einer Position der Stärke gegenüber der von Skandalen und internen Streitigkeiten erschütterten bürgerlichen UMP (Union pour un mouvement populaire). In zehn bis fünfzehn Städten könnten Bürgermeister des Front national gewählt werden, hat sie ausgerechnet. Dazu zählen ihre traditionelle Hochburgen im Süden wie Fréjus, Carpentras, Sorgues, Perpignan und Saint-Gilles, aber auch Forbach im Elsass und Hénin-Beaumont im ehemals roten Norden, wo der Front längst Fuss gefasst hat.

Allerdings hat die Partei ein Problem. Bei Kommunalwahlen werden in erster Linie Köpfe, nicht Parteien gewählt. «Da hat es der FN traditionell schwer», sagt sie. Doch irgendwann muss ein Anfang gemacht werden. Marine hat ihn in den letzten Monaten in die Wege geleitet. Sie hat eine *levée en masse* befohlen, eine Rekrutierung sämtlicher Kräfte. Jung und Alt, vom

Schreiner über die Beamtin bis zum Dorfschullehrer wurden alle aufgeboten. Mit eindrücklichem Resultat: Mit 570 Listen steigt der FN nächstes Wochenende ins Rennen – viermal mehr als bei den letzten Kommunalwahlen.

Kern der Truppe ist der engste Familienkreis. Vater Jean-Marie, 85, den Journalisten gerne als abgehalftertes Alteisen karikieren, kommt eine Schlüsselrolle zu. Ebenso ihrer Nichte Marion Maréchal-Le Pen, 24, die vor zwei Jahren als jüngste Abgeordnete ins Parlament eingezogen ist. Viel wird über Differenzen in der Familie geschrieben. Die gibt es. Doch die Fokussierung darauf verstellt den Blick auf den kraftvollen Kern des Phänomens Le Pen.

Das Kommando Le Pen, das sind drei Generationen, drei Stimmen, die sich zu einem Ganzen fügen. Es erinnert an die Polyphonie, die Mehrstimmigkeit in der Musik aus dem Mittelalter: Jede Stimme hat ihre eigene Melodie, zusammen vereinen sie sich zu einer Harmonie.

Ähnlich einem Bach-Choral hat das Le-Pen-Ensemble Bass, Mittelstimme und Cantus firmus. Doyen Jean-Marie spielt den Bass. Er hat eine beruhigende Wirkung auf die alte Garde, Parteigänger der ersten Stunden, Pieds-noirs, die alten Algerien-Veteranen. Er weiss genau, was sie hören wollen. Jean-Marie spielt seinen Part monoton und berechenbar, er ist das Fundament in der le-penschen Orgelmusik, auch wenn, auf sich allein gestellt, seine Stimme nicht viel bedeutet und wenig mehr bewirkt.

Marine spielt den Cantus firmus, die dominierende Melodie, die von den anderen Stimmen umspielt wird. Sie verkörpert die geheime Ingredienz, die führt und alles im Griff hat. Die dritte Stimme, Marion, ist anders. Wie Bachs Mittelstimme setzt sie gezielt Akzente. Sie lässt die Volksseele nicht sofort schwingen. Sie ist



zierlich und fragil von Statur, ihre Stimme hat noch nicht die volle Reife. Es fehlt ihr die Virtuosität ihrer Tante. Aber sie ist flink und furchtlos.

Marion Maréchal-Le Pen, blond wie alle Le-Pen-Frauen, ist der Shootingstar der Familie. Im Parlament vertritt sie Carpentras, ein Städtchen etwas nördlich von Avignon im Departement Vaucluse, wo vor der Kathedrale Saint-Siffrein Arabisch gesprochen wird und in Boutiquen Schleiermode feilgeboten wird. Marions Kandidatur war eine Überraschung. Eigentlich hätte der Grossvater antreten sollen. Doch er schickte seine Enkelin vor und trug ihr auf, seine Ehre reinzuwaschen wegen einer nie verwundenen Geschichte. 1990 wurden auf dem jüdischen Friedhof von Carpentras 34 Gräber verwüstet. Politik und Presse schoben die Schuld den Frontisten zu, was sich später als Irrtum erwies. Le Pen witterte ein Komplott. Und so schmettete die Enkelin am Abend ihrer Wahl über den Platz: «Gerechtigkeit ist vollbracht!»

Zusammen mit dem Grossvater, der die Städte Marseille und Toulon beackert, ist Marion der Leuchtturm des Front national im Süden. Zwischen Côte d'Azur und Vaucluse liegt das erste Hoheitsgebiet, das der Front national erobert hat. Das zweite befindet sich im Nordosten, wo Marine ihren Anker geworfen hat.

Bei den «Schwarzen Fressen»

Wenn man Marine Le Pen in ihre politische Wahlheimat folgt, nach Hénin-Beaumont nahe der belgischen Grenze, muss man sich von den Bildern verabschieden, die man als Ferienreisender im Land unserer Nachbarn gesammelt hat.

Topfeben ist die Gegend, dennoch weiss man sofort, wenn das Ziel naht. Dutzende *terrils* ragen in den Himmel, Kieselkegel, die aussehen wie gigantische Maulwurfhügel. Auswurf der Minen. Die Region war einst Hochburg der *gueules noires*, der «Schwarzen Fressen», wie man die Kohlearbeiter liebevoll nannte. Hier befand sich das grösste Grubenland Nordeuropas, Pendant zum deutschen Ruhrgebiet. Doch diese Ära ist längst vorbei. Die letzte Zeche hat vor zwanzig Jahren dichtgemacht. 2003 schloss mit Metaleurop auch die grösste Zink- und Bleigiesserei Europas (Teil der Zuger Glencore) und mit ihr der letzte industrielle Arbeitgeber in der einst florierenden Region.

Jetzt wohnt in Hénin-Beaumont die Krise. «Hier gibt es nichts zu sehen», sagt Aline, Beizerin im «Le Zinc», die ihre Augenlider grosszügig mit hellblauem Lidschatten verziert hat und ihr üppiges Décolleté ausladend präsentiert, so dass sie, hinter dem Tresen hantierend, aussieht wie eine wandelnde Charcuterie. Gilles und Jacques, krumm und still, nicken, vor ihnen ein Ballon Rosé. Es ist Nachmittag, zu tun haben sie nichts. Die Arbeitslosigkeit in Hénin-Beaumont – eine der höchsten im Land – schlägt mit 18 Prozent zu Buche. Die frühzeitige Sterblichkeit, verursacht durch Alkohol, ist dreimal so hoch wie der Landesdurchschnitt. Hier fou-

tiert man sich um das nationale Rauchverbot in Kneipen. Aline schiebt eine Blechbüchse, die als Aschenbecher dient, über die Bar. Die Flics? «Ah, was wollen die schon? Uns auch noch das letzte Pläsier verbieten?»

Wie überall auf der Welt flucht man am Stammtisch über Gott und die Nachbarn. «Filiou, voleurs und Vaganten» seien allesamt. Doch etwas ist hier anders. Hier, in der Arbeiterbeiz, gibt es keine politischen Debatten. «Ichi, in vot' Marine!», sagt Aline in Ch'ti.

Es ist dieser lokale Zischlautdialekt, den die Region Pas-de-Calais weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt gemacht hat. «Bienvenue chez les Ch'tis» hiess der Film, der vor vier Jahren in der ganzen Nation – und auch in der Schweiz – Lachsalven auslöste, ein Film über einen Postbeamten aus der Provence, der ins Pas-de-Calais zwangsversetzt wird, wo ihn die Einheimischen mit ihrer schrulligen Sprache an den Rand des Wahnsinns treiben.



An diesem Wochenende richten sich die Blicke der ganzen Nation auf dieses Städtchen, wenn die Ch'tis von Hénin-Beaumont zur Urne gehen. Der Wahlkreis ist das nationale Versuchslabor des Front national. Hier testet die Partei ihre Parolen. Hier hat die Partei erstmals Fuss gefasst in Feindesland.

2007 wählte Marine Le Pen Hénin-Beaumont als ihre politische Heimat. Für die Linke war es eine Provokation ohnegleichen. Die «Faschistin» in ihrem Stammrevier! Ausgerechnet hier, wo Kommunisten und Sozialisten immer in der Mehrheit waren, hat sie den Front national als «Partei der Proletarier» etabliert. Seit Jahren steigt ihr Wähleranteil stetig. Jetzt will Marine zur Krönung die Mairie knacken, das Bürgermeisteramt erobern, was ein Triumph wäre, eine Trophäe, die an Symbolkraft nicht zu überbieten ist.

Der Parteisoldat, der es richten soll, heisst Steeve Briois, 41, Enkel eines kommunistischen Kumpels mit Nussknackergesicht und gewinnendem Lächeln. An diesem Abend hat er zusammen mit Le Pen in der *salle des fêtes* zur grossen *réunion* geladen. Punkt acht Uhr zieht er ein, bahnt seiner Chefin eine Schneise durch den Volksauflauf.

Wiederholt hat er Anlauf genommen aufs Bürgermeisteramt. Diesmal soll es klappen. Briois kann seinen Optimismus kaum mehr zügeln: «Ich bin hyperzuversichtlich.» Die jüngsten Umfragen sagen ihm einen knappen Sieg voraus. «Wir sind keine Marionetten, wir sind ehrliche Leute», ruft er in den Saal. *Honnêteté*, das ist ein Schlüsselwort in diesem Ort, wo der ehemalige sozialistische Bürgermeister Gérard Dallongeville während Jahren die Stadtkasse angebohrt hatte. Vier Millionen Euro soll er unterschlagen haben. 2009 wurde er per Dekret abgesetzt und verhaftet.

Briois' Rede hat etwas Ruckartiges, in jedem Satz nimmt er neu Anlauf, statt durchzuziehen. Die Leute hören ihm trotzdem geduldig zu. Er ist einer der Ihren. Seit zwanzig Jahren ist er hier aktiv. Jeder kennt ihn, den «Steeve», sogar die alten Damen. Einmal wöchentlich schwingt er mit ihnen das Tanzbein. Für nichts darf sich zu schade sein, wer Stadtkönig werden will.

«Ihr seid die Avantgarde»

Nun betritt Marine auf ein kurzes Grusswort selbst die Bühne. Gleich mit dem ersten Satz hat sie das Publikum im Sack. «Seit Jahren haben wir auf diesen Moment gewartet – mit Geduld – jetzt sind wir am Ziel – ein paar wenige Tage noch.»

Lyrisch salutierte sie der *clairvoyance* – dem Weitblick – der Leute von Hénin: «Ihr seid die Avantgarde. Als Erste habt ihr verstanden, dass von den Linken nichts zu erwarten ist. Und ihr werdet auch morgen die Avantgarde sein, indem ihr in dieser Märtyrerstadt Steeve Briois triumphal zum Bürgermeister wählt.»

Eben noch waren die Parteimitglieder verdreckte Einzelgänger, die dem Gast unaufgefordert versicherten, dass sie keine Faschisten seien. «Nous sommes pas de fachos, nous sommes fâchés.» Bloss wütend seien sie. Jetzt, wo Marine Le Pen vor ihnen steht, richten sie sich auf, als käme hier jemand, der sie freispricht von jedem Verdacht.

«Ihr habt genug schwarzes Brot gegessen», ruft sie ihnen zu. «Ouiii», tobt der Saal. «Hénin-Beaumont wird wiederauferstehen. Morgen wird ganz Frankreich auf dem Weg folgen, den ihr gebahnt habt. *Vive Hénin-Beaumont! Vive la France!*»

Lesen Sie nächste Woche in Teil 2 unserer dreiteiligen Serie: Wie reagiert Marine Le Pen, wenn die Wahlergebnisse eintreffen? Was ist das Geheimnis ihres Aufstiegs? Weggefährten erzählen, wie die junge Le Pen durch die Intrigen der Familie navigierte und der Partei neues Leben einhauchte.

Schuss ins eigene Knie

Seit letzter Woche ist die SRG ein Staatsunternehmen, das über eine Steuer zwangsfinanziert wird. Der vermeintliche Erfolg für die SRG könnte zum Desaster werden.

Von Kurt W. Zimmermann

Das älteste Bonmot über das Schweizer Fernsehen hat einen grossen Vorteil. Man kann es jedes Jahr wieder neu auftauen. Diesmal kann man es zur Fussballweltmeisterschaft in Brasilien aus der Tiefkühltruhe holen.

Die Reporter des Schweizer Fernsehens fliegen also gemeinsam zur Fussball-WM nach Brasilien. Hinten, in der Economyklasse, sitzen die sechs Reporter des Deutschschweizer Kanals. In der Mitte, in der Business-Class, sitzen die zwölf Reporter des Westschweizer Kanals. Vorne, in der ersten Klasse, sitzen die vierundzwanzig Reporter aus dem Tessin.

Das Bonmot zielt auf die Intransparenz beim Finanzgebaren der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG). Seit je weigert sich die SRG, saubere Zahlen über Kosten, Spesen, Löhne, Preise und Bezüge in ihrer regionalisierten Organisation zu liefern. Die SRG informiert über die interne Verwendung ihrer Mittel wie ein Privatunternehmen in der Vor-Minder-Ära, also fast gar nicht.

Nun ist die SRG aber kein Privatunternehmen der Vor-Minder-Ära. Sie ist ein Staatsunternehmen. Sie ist es definitiv seit letzter Woche.

Neue Dimension

Der Nationalrat beschloss letzte Woche ein neues Finanzierungssystem für die SRG. Er schaffte dazu das bisherige Nutzerprinzip ab. Künftig müssen alle Haushalte und alle Unternehmen eine Radio- und TV-Gebühr bezahlen. Sie zahlen auch dann mindestens 400 Franken im Jahr, wenn sie gar nicht Radio und TV konsumieren. Ausgenommen sind nur Kleinstfirmen.

Die SRG hatte jahrelang auf diese Zwangsgebühr hingearbeitet. Ihr Generaldirektor

Vorne, in der ersten Klasse, sitzen die vierundzwanzig Reporter aus dem Tessin.

Roger de Weck lobbyierte ausdauernd für den Systemwechsel. Er weibelte dafür oft im persönlichen Gespräch, das ihn von Westschweizer SP-Nationalräten bis zu Deutschschweizer CVP-Bundesrätinnen führte.

De Weck konnte sich darum letzte Woche als Sieger bejubeln lassen. Die von ihm erstrebte Vernetzung von SRG und Staatsapparat hatte eine neue, untrennbare Dimension erreicht. Künftig wird der Staatsfunk nicht mehr von



Verfrühter Jubel? SRG-Generaldirektor de Weck.

seinem Publikum finanziert. Er wird vom Steuerzahler finanziert.

Dass die SRG nun einem Steuerkonstrukt unterliegt, war in der Interpretation weiterhin unbestritten. Als Steuer ordneten das neue Modell alle wichtigen Medien ein, egal, ob sie nun dem Service public kritisch oder wohlwollend gegenüberstehen.

«Nationalrat beschliesst die TV-Steuer für alle», titelte etwa die eher SRG-skeptische *Neue Zürcher Zeitung*. «Parlament beschliesst Fernsehsteuer für alle», titelte fast identisch der eher SRG-supportive *Tages-Anzeiger*.

Mammutexpedition nach Sotschi

Doch vermutlich war der SRG-Siegesjubiläum über die neue Steuer verfrüht. Vermutlich wird der Jubel bald in Katzenjammer umschlagen. Der vermeintliche Triumph könnte für den Staatsfunk in ein Desaster münden. Es wäre das Desaster der Transparenz.

Um dies zu erklären, muss man kurz in die Steuerphilosophie eintauchen. Eine Steuer zahlt in der Regel nur, wer einen Grund für diese Steuer liefert. Nur wer einen Hund hat, zahlt Hundesteuer. Nur wer ein Einkommen hat, zahlt Einkommenssteuer. Nur wer einen Stempel braucht, zahlt Stempelsteuer.

Die neue SRG-Steuer ist darum sehr ungewöhnlich. Es gibt sehr wenige Steuern, die pauschal und undifferenziert für alle Bürger gelten. Neben der SRG-Steuer gilt dies etwa noch für die Kopfsteuer, die von manchen Gemeinden erhoben wird. Die bezahlt auch jeder Mann, der noch nicht tot ist.

Steuern ohne zwingende Gegenleistung unterliegen einem hohen Rechtfertigungszwang. Das gilt jetzt auch für die SRG. Als Unternehmen, das über öffentliche Zwangssteuern alimentiert wird, kann sie sich nicht mehr gleich intransparent verhalten wie ein Unternehmen, das seine Einnahmen über Privatkunden generiert. Die Öffentlichkeit als Financier erlangt das Recht auf Offenlegung.

Ein behördliches Medium, das von der Allgemeinheit zwangsfinanziert wird, muss sich künftig von dieser Allgemeinheit intensiver kontrollieren lassen. Das ist staatshygienisch unvermeidlich bei Organisationen, die sich aus Steuertöpfen bedienen dürfen.

Letzte Woche informierte etwa der Zürcher Stadtrat über die Flugbewegungen seiner Beamten. Im letzten Jahr gingen die städtischen Angestellten über 1300-mal in die Luft. Was das kostete, ist genau aufgelistet.

Allein für die Olympischen Winterspiele in Sotschi zahlte die SRG ihren Mitarbeitern rund 700 Flüge ans Schwarze Meer. 340 SRG-Mitarbeiter, dreimal so viele wie Schweizer Sportler, waren vor Ort. Selbst wenn man die reinen Übertragungstechniker wegzählt, waren es immer noch zwei Staatskräfte pro Athleten. Die SRG schwieg wie immer zu den hohen Kosten der Mammutexpedition.

Solche Arroganz wird künftig nicht mehr möglich sein. Dafür wird die Politik sorgen. Die Intransparenz der SRG endet mit ihrem politisch bewilligten Systemwechsel zur Zwangsgebühr. Es könnte ein Kulturschock für das Staatsunternehmen werden. Die bisherige Unternehmenskultur der Heimlichtuerei ist stark in Gefahr.

Anfang Jahr trat der Basler Gesundheitsdirektor Carlo Conti zurück. Er hatte Nebeneinkünfte von 110 000 Franken in die eigene Tasche gesteckt. Auf Conti folgte landesweit

Die Intransparenz der SRG endet mit ihrem politisch bewilligten Systemwechsel zur Zwangsgebühr.

eine ganze Serie von Behördenmitgliedern, die sich für hohe Verwaltungsratssaläre ausserhalb ihres öffentlichen bezahlten Jobs zu rechtfertigen hatten.

SRF-Köpfe wie Stephan Klapproth, Sven Epiney und Rainer Maria Salzgeber verrechnen ebenfalls regelmässige Zusatzgagen bis gegen 10 000 Franken pro Tag für private Moderationen. Bisher gelang es der SRG selbst gegen Druck aus dem Bundesrat, diese Privilegien ihrer faktischen TV-Staatsbeamten zu verschleiern. Generaldirektor de Weck fand eine faire Regelung «weder sinnvoll noch praktikabel».

Auch diese Form von Intransparenz wird, falls die politischen Kontrollorgane auch nur einigermaßen funktionieren, künftig nicht mehr möglich sein. Es ist dem Bürger nicht vermittelbar, dass eine Firma nun jährlich 1,2 Milliarden Franken an Steuerabgaben einstreicht und ihre Angestellten, via dehnbare Verträge, zugleich private Bereicherungskanäle bewirtschaften.

Der von der SRG vorschnell bejubelte Systemwechsel könnte sich damit als Schuss ins eigene Knie erweisen. Es droht ihr tatsächlich der Terror der Transparenz.

Äusserst undurchsichtig agiert das Schweizer Fernsehen auch im Bereich der TV-Rechte, besonders im Sportbereich. Die SRG kommunizierte beispielsweise nie, wie viele Millionen sie für die Champions League im Fussball zahlt. Lieber redete sie sich auf allerlei abenteuerliche Geheimhaltungsklauseln heraus. Nun wird sie der Steuerzahler fragen, was mit seinem Geld geschieht.

Soeben verlängerte SRF auch den Vertrag mit der Formel 1 bis ins Jahr 2016. Auch diesmal hielt man die Kosten wie immer höchst geheim. Formel-1-Lizenzgeber Bernie Ecclestone zeigte sich dennoch «erfreut» – und wie man weiss, ist Ecclestone nur dann «erfreut», wenn er kräftig verdient.

Dasselbe Bild zeigt sich auch bei TV-Serien. Der Wirtschaftsverband Economiesuisse kritisierte etwa, dass die SRG jährlich für 180 Mil-

lionen Franken US-Serien wie «Grey's Anatomy» einkaufte und dass solch unterhaltender Flachsinn mit gehobenem Service public nichts zu schaffen habe.

Das geht etwas weit. Die Programmhoheit kann, innerhalb eines definierten Auftrags, auch unter dem neuen Regime bestehen bleiben. Nicht jeder Inhalt ihrer Sendungen ist entscheidend für die Respektabilität einer öffentlichen Institution wie der SRG. Entscheidend für die Glaubwürdigkeit ist ihre Durchlässigkeit gegenüber ihren Geldgebern. Das mussten auch andere öffentlich kontrollierte Unternehmen wie zeitweilig die UBS und nachhaltig die SBB lernen.

In der SRG singt man stattdessen noch immer das alte, autonome Lied. Der Staatsfunk gebärdet sich wie ein *private trust* von Roger de Weck. Wenn es um finanzielle Transparenz geht, verheimlicht er, verschweigt, vertuscht und verwedelt er.

Doch seit letzter Woche gehört die SRG nun allen Schweizern, und den ansässigen Nichtschweizern dazu. Sie gehört allen Steuerzahlern. Steuerzahler verlangen nichts Ungehöriges. Sie wollen nur genau wissen, was ihre SRG mit ihren Steuergeldern tut.

Seit letzter Woche ist der Service public neu definiert. Der Service public bekommt nun den Contrôle public. ○

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Weltwoche 2014

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:
VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Mein Service-public-Tagebuch

Die Schweizer Demokratie wäre ohne Radio und Fernsehen «kaum mehr funktionsfähig», sagt der Bundesrat. Sind die gebührenfinanzierten Sender tatsächlich unerlässlich für den Zusammenhalt des Landes? Ein Selbstversuch soll für Klärung sorgen. *Von Rico Bandle*

Montag, 10. März — Was läuft eigentlich am Vormittag im Fernsehen? Das Programm des gebührenfinanzierten Senders SRF 2 klingt vielversprechend. 10.20 Uhr: «Der Landarzt», 11.05 Uhr: «Wege zum Glück», 11.50 Uhr: «Lena – die Liebe meines Lebens», 12.35 Uhr: «Sturm der Liebe», 15.00 Uhr: «Verrückt nach dir». Ist das Bildung für Hausfrauen? Im Beschrieb zur 588. Folge von «Wege zum Glück» heisst es: «Nora beginnt von neuem, ihre Schwester Luisa zu gängeln – diesmal, indem sie Simon die Information über die geplante Hochzeit zukommen lässt.»

Um 15.25 Uhr folgt die Sendung «Helden des Internets». Ein Porträt von Facebook-Gründer Mark Zuckerberg wäre jetzt nicht schlecht. Aber weit gefehlt. Die Helden des Internets sind für den Service-public-Sender eine Katze, die Keyboard spielt, eine Frau, die tanzend von der Bühne stürzt, oder ein Mann, der von der Kinderschaukel fliegt. Ein Sprecher mit Walliser Dialekt reichert die lustigen Youtube-Filmchen mit lustigen Sprüchen an, was man immerhin als Beitrag zur sprachlichen Vielfalt verstehen kann.

Ich wechsele auf SRF 1, 18.45 Uhr, «Glanz und Gloria»: Im Zentrum der People-Sendung steht der Zürcher Opernball. Dass es dort Austern zu essen gab, hat die Reporterin offensichtlich fasziniert. Sie fragt die Prominenz, ob sie die Muscheln mag. Fernsehmoderatorin Sandra Studer erinnern die Austern an einen *Nasebögg*, Schriftsteller Adolf Muschg tun die Austern im Mund leid. Gut zu wissen.

Dienstag, 11. März — Auf SRF 2 läuft am Vormittag wieder das ganze Liebesschmerzprogramm. Ist der Abend ergiebiger? 21.05 Uhr, SRF 1, «Kassensturz»: Die vielgelobte Konsumentensendung zeigt grausige Bilder von Pferdefarmen aus Kanada. Viele Pferde sind krank. Nein, das Fleisch von diesen Tieren möchte auch ich nicht auf dem Teller haben. Die Bilder und Informationen aus Kanada hat SRF alle vom Zürcher Tierschutzbund übernommen. Praktisch, so muss man nicht selber recherchieren.

«10 vor 10»: Die Nachrichtensendung eröffnet mit einem Beitrag zum dritten Jahrestag der Reaktorkatastrophe in Fukushima. Man sieht den Tsunami über das Kernkraftwerk hinwegspülen, Moderator Stephan Klapproth sagt mit gedämpfter Stimme: «Vierorts wurde heute in Japan der fast 20 000 Todesopfer gedacht, die diese Katastrophe gefordert hat.» Klapproth stellt die knapp 20 000 Tsunami-Toten mutwil-

lig in Zusammenhang mit der Reaktorkatastrophe von Fukushima, obschon sie damit nichts zu tun haben. Aufgrund der Reaktorkatastrophe ist bisher kein einziger Mensch gestorben. Im Beitrag wurde dann der schwindende «Fukushima-Effekt» beklagt, also die rückläufige Atomskepsis in der Bevölkerung. Hat diese Entwicklung vielleicht damit zu tun, dass die Leute gut informiert sind – nicht dank, sondern trotz der SRG?

0.05 Uhr, SRF 1, «Nachtwach». Moderatorin Barbara Bürer hört allen Anrufern geduldig zu, die ihr zu nächtllicher Stunde ihr Herz ausschütten. Diesmal lautet das Thema: «Ich wurde gehänselt.» Ein Mann ruft an, der als Jugendlicher geplagt wurde, weil ihn die Mutter zum Eiskunstlauf zwang, während die Kollegen Eishockey spielten. Das ist wahrer Service public.

Mittwoch, 12. März — Der Nationalrat debattiert über die SRG-Gebühren. Roger Nord-

mann (SP) sagt, die SRG-Programme förderten indirekt die Demokratie, die Bildung und die Kultur. Davon profitierten auch Nichtkonsumenten. Klingt gut. Demokratie, Bildung und Kultur – wer kann hier dagegen sein?

Apropos Bildung: Das einstige «Schulfernsehen» heisst seit einigen Jahren «My School». An diesem Morgen zeigt SRF 1 einen «My School»-Film über Sicherheit im Strassenverkehr. «Fastfood am Steuer» heisst die Sendung, die aufzeigt, wie gefährlich es ist, gleichzeitig mit beiden Händen zu essen und Auto zu fahren.

20.50 Uhr, SRF 1, die «Rundschau» hat eine Kupfermine des Schweizer Rohstoffgiganten Glencore Xstrata in Sambia besucht und wenige Wochen vor der Inbetriebnahme einer neuen, saubereren Anlage in der Umgebung die Luft gemessen. Natürlich war sie schlecht; wie alle Kritiker der Rohstoffmultis betont auch Moderator



Sprachliche Vielfalt: «Helden des Internets».



Essen beim Fahren ist gefährlich: «My School».



Wie ein «Nasebögg»: «Glanz & Gloria».



Geld des Gebührenzahlers: «Weniger ist mehr».



Schwindender «Fukushima-Effekt»: «10 vor 10».



Den falschen Knopf: «Giacobbo/Müller».

Sandro Brotz einen drohenden «Reputationschaden für die Schweiz». Die Reputation der Schweiz scheint die SRF-Leute ohnehin ausserordentlich zu beschäftigen. Die Sendung «Kulturplatz» um 22.20 Uhr ist ganz dem Thema gewidmet. Der Schriftsteller Daniel Metzger versucht in Leipzig mit Passanten ins Gespräch zu kommen, um mit ihnen über die Masseneinwanderungsinitiative («Das macht mich hässig») zu sprechen. Zu seiner Enttäuschung findet sich kein Einheimischer, der sich über den Entscheid empört. Immerhin steht ihm sein Schweizer Kollege Peter Bichsel mit einem apokalyptischen Szenario bei: «Wenn wir über alles abstimmen können, können wir eines Tages auch über die Abschaffung der Demokratie abstimmen.»

Donnerstag, 13. März — Service public bedeutet auch Einbezug des Publikums. Radio SRF hat unzählige Telefonspielchen für die Zuhörer im Programm, Fernsehen SRF bettet in fast alle Unterhaltungssendungen Wettbewerbe ein, bei denen die Gebührenzahler nochmals zur Kasse gebeten werden. In der täglichen Quizshow «Weniger ist mehr» auf SRF 1 lautet die Zuschauerfrage heute: «Wie heisst eine bekannte Zeichentrickfilmfamilie? – a) Familie Wasserholz oder b) Familie Feuerstein.» Manchmal wird sogar – wohl ganz im Sinne von Nationalrat Nordmann – das politische Wissen abgefragt. So zum Beispiel letzte Woche: «Nennen Sie einen ehemaligen US-Präsidenten. – a) Kupferklopper oder b) Eisenhower.»

Auf der Internetseite www.srf.ch, die ebenfalls zum gebührenfinanzierten Service-public-Angebot gehört, gibt es eine Zuschauerumfrage von staatstragender Relevanz: «Welcher Promi hat das herzigste Haustier?» Gewinnerin ist Schauspielerin Mona Petri mit ihrem Hündchen Godeli. Gratulation.

Freitag, 14. März — Heute mache ich Service-public-Pause. Bin ich jetzt ein schlechter Demokrat?

Samstag, 15. März — Im Auto schalte ich Radio SRF 3 ein. Die Astronomin «Madame Etoile» sagt mir ein positives Wochenende voraus. Danke. Danach folgt die Übertragung des «SRF 3-Harassen-Grand-Prix». Einige Jungs fahren auf motorisierten Bierharassen auf dem SRF-Parkplatz um die Wette. Den SRF-Mitarbeitern sei der Spass gegönnt.

Sonntag, 16. März — Die Service-public-Internetseite srf.ch weiss wieder Interessantes zu vermelden: SRF-Korrespondent Arthur Honegger ist zum zweiten Mal Papa geworden. Die Woche beende ich mit der Satiresendung «Giacobbo/Müller» um 22.10 Uhr auf SRF 1. Doch ich sehe nur Rot. Jemand im Leutschenbach hat wohl den falschen Knopf gedrückt. Zwei Minuten läuft gar nichts, dann geht es weiter. Die Schweizer Demokratie ist gerettet. ○

Replik

Lieber ein Nivea-Bubi

Weil ich die vermeintliche Verschärfung des Kartellrechts abgelehnt habe, bezeichnete mich Peter Bodenmann letzte Woche als «Nivea-Bubi». Dafür bin ich wenigstens kein Migros-Boy. *Von Cédric Wermuth*



Frühkindliche Prägung: SP-Politiker Wermuth.

Genosse Bodenmann bezeichnet mich und andere SP-Parlamentarier wegen unserer Ablehnung des revidierten Kartellrechts als «Nivea-Bubis». Witzigerweise trifft das in meinem Fall sogar den Nagel auf den Kopf. Bei mir stehen tatsächlich praktisch ausnahmslos Nivea-Produkte im Badezimmer – eine frühkindliche Prägung aus dem Elternhaus, die ich trotz intensiver Differenzierungsexperimente nicht recht loswerde. Aber das hat Peter Bodenmann natürlich nicht gemeint. Sein Vorwurf besteht darin, wir hätten mit der Verhinderung einer vermeintlichen Verschärfung des Kartellrechts die überrissenen Preise einiger Importeure zu Lasten der Konsumenten geschützt. Dieser Vorwurf greift allerdings reichlich zu kurz.

Löhne wie bei Aldi oder Lidl

Niemand hat Freude an privaten Kartellen und zu hohen Preisen. In der Realität leidet die Hochpreisinsel Schweiz vor allem an überhöhten Preisen in regulierten Bereichen: Etwas mehr als die Hälfte der 40 Prozent Preisdifferenz zwischen der Schweiz und unseren Nachbarländern geht auf die Mieten zurück, 4 Prozent entfallen je auf Nahrungsmittelpreise und Gesundheitsdienstleistungen. Hingegen

macht der Preisunterschied bei den Freizeit- und Kulturangeboten im Gastgewerbe nur noch 3 Prozent, respektive 2 Prozent aus. Wer also meint, die Schlacht um die Kaufkraft werde beim Jogurt- und Deo-Preis entschieden, ist auf dem ökonomischen Holzweg.

Erstaunlich an Bodenmanns Position ist aber vor allem eines. Er, der nicht müde wird, der SP zu erklären, sie sei zu wenig links, zu wenig klassenkämpferisch, zu wenig anti-kapitalistisch, vergisst, dass Konsumenten zuerst einmal eines sind: Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Ihr ökonomisches Schicksal entscheidet sich vor allem bei der Frage, ob ihre Löhne zum Leben reichen oder nicht. Und hier ist die Rechnung relativ einfach: Man kann die gleichen Preise fordern wie bei den Harddiscountern Aldi und Lidl in Deutschland. Die Folge in der Realität sind dann aber auch Löhne wie bei Aldi oder Lidl in Deutschland.

Vermeintliche Sachzwänge

Die vorliegende Reform des Kartellrechtes hätte ausserdem der Entpolitisierung der Wirtschaftspolitik weiteren Vorschub geleistet. Unter dem Vorwand der Professionalisierung hätte die Wettbewerbskommission (Weko) zu einem mächtigen Expertengremium umgebaut werden sollen. Und wer die Landschaft der Kartellrechtler kennt, weiss, was das bedeutet hätte: Die Folge wäre gewesen, dass uns «objektive» Wissenschaftler erklärt hätten, dass einzig die reine, neoliberale Lehre die richtige Antwort auf die vermeintlichen Sachzwänge der wirtschaftlichen Realität sei. Zur Erinnerung: Es war die Weko, die in der Schweiz die unkontrollierte Öffnung des Strommarktes vorangetrieben hat.

Die Einzigen, denen die Reform wirklich etwas gebracht hätte, wären die Grossen im Business gewesen. So hätten die grossen Detailhändler dank ihrer Marktmacht ihre Position gegenüber den Importeuren und ihren kleineren Konkurrenten gestärkt. In Tat und Wahrheit ist es sogar so, dass der orange Riese einige Anträge für die Kartellrechtsrevision gleich selber verfasst hat. Wer glaubt ernsthaft, dass dabei die Interessen der Konsumenten und der Arbeitnehmer im Vordergrund standen? – Eben. Vielleicht sind wir also Nivea-Bubis. Dafür aber sicher keine Migros-Boys. ○

Schwarze Seelen

Amerika sucht den Rückzug von der Weltbühne, entdeckt zu Hause neues Öl und findet zu alter Stärke zurück. Exkursion zu den Pionieren des Frackings in North Dakota. *Von Tom Kummer*

Ein Schlachtfeld in Amerika: Die Strasse vor Bohrturm XR2 durchquert einen toten Sumpf. Förderrohre ragen wie Eisformationen aus gefrorenem Matsch. Am Strassenrand lodert ein unkontrolliertes Gasfeuer. Es schneit jetzt seidige Asche auf Williston, North Dakota.

In dieser endlosen Prärie entstanden die grossen Mythen Nordamerikas. Es sind karge Ebenen, in denen Geröll und verrostete Derrickkräne herumliegen, in diversen Zerfallsstadien, grimmig, menschenfeindlich – flankiert von Rauchsäulen, die in Richtung Himmel steigen. Hier beginnt das trostlose Grenzland des amerikanischen Ölraums, *the new frontier*. Im Gestein, 2000 Meter tief unter Williston, sind Geologen auf gewaltige Schichten aus gas- und ölgesättigtem Schiefer gestossen. Das sogenannte Bakken-Massiv erstreckt sich über Tausende Quadratkilometer – und steht als Synonym für ein neues amerikanisches Energiewunder.

Doch da ist mehr: Das Abweisende dieser Landschaft verlieh Westernhelden wie Gary Cooper, Henry Fonda oder John Wayne ihre legendäre Grösse. Heute findet in North Dakota der Abgang auf den Westen statt – wie es im Gegenwartskino der Gebrüder Coen mit Filmen wie «Fargo» oder «No Country for Old Men» so schön brutal und tragikomisch erfahrbar wird.

Es ist Morgen in Williston, 400 Meilen westlich von Fargo. Wachleute der Ölfirmen patrouillieren in Geländewagen durch die Strassen. Ihre Feinde sind keine Selbstmordattentäter, sondern Öko-Guerillas mit iPhone-

In North Dakotas Boomtowns leben achtmal mehr Männer als Frauen. Sie haben Geld – und nichts zu verlieren.

Kameras, die nach Umweltverbrechen fahnden. Vermummte Ölarbeiter in dicken Uniformen mit der Aufschrift «Apache Oil» verlassen ihre kargen Wohnbaracken und besteigen Busse, die sie in die endlose Prärie führen – dorthin, wo nicht nur Ölressourcen, sondern vielleicht auch dunkle Wahrheiten über dieses Land schlummern. Ihre Aufgabe: das Land flächendeckend aufbohren. Danach die Gesteinsschichten im Untergrund mit einem Cocktail aus Wasser, Sand und Chemikalien aufsprengen.

«Fracking» wird dieses Verfahren genannt. Nach Einschätzung vieler Experten sind die

USA dank dieser Schürftechnik dabei, zum weltgrössten Gas- und Ölförderer aufzusteigen. Die Internationale Energieagentur schätzt, dass die USA bereits in einem Jahr Russland als grössten Erdgasförderer ablösen werden. Beim Erdöl könnten die Amerikaner im Jahr 2017 die Weltspitze übernehmen.

Williston gilt als Ground Zero der Fracking-Technologie – und des Waffenhandels, des Glücksspiels und der Prostitution: ein modernes Eldorado. Amerikas Seele ist hier ölschwarz, geprägt von Gier, Glaube und Gewalt.

«Glücksfall für Amerika»

Am Rande des 30000-Seelen-Nests lagern riesige Mengen alter Stacheldrahtzäune und erzählen vom Unfrieden, der dieses Gebiet schon früher heimgesucht hat – vom Ende des weiten Landes, von seiner Aufteilung und seiner Umwandlung in Besitz. Öltransporter donnern am Ortseingang vorbei und decken wartende Ölarbeiter und asiatische Prostituierte mit schwarzem Staub ein. Lastwagenfahrer verdienen hier 100 000 Dollar im Jahr, die Stripperinnen, die aus Las Vegas herangeschafft werden, mehr als tausend Dollar pro Nacht. Einen «Glücksfall für Amerika» nennt Präsident Obama die Entdeckung des Bakken-Massivs und vergleichbarer Gesteinsschichten in Texas, Colorado, Pennsylvania, Louisiana und Utah.

Die meisten Frauen in Williston sind seit der Öl- und Gas-Hausse bewaffnet – weil sie sich wehren müssen. In den Boomtowns von North Dakota leben achtmal mehr Männer als Frauen. Die Männer haben Geld – und nichts zu verlieren. Wie zu alten Goldgräberzeiten. Sie sind hierhergezogen, weil der Durchschnittslohn dreimal höher ist als anderswo in Amerika. Und weil man ihnen gesagt hat, dass die Ölförderung auch ein Akt des Patriotismus sei.

Deshalb tobt wieder Krieg in Amerika. Ein Krieg zwischen der dunklen Macht der Energieindustrie und Jedi-Rittern, die vor einer Umweltkatastrophe warnen. Es ist ein Krieg inmitten eines Energiebooms, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat. Von Sonnen- und Windkraft spricht hier niemand mehr. Die «schmutzigen Kräfte» unseres alltäglichen Energiefeldes erfahren eine Renaissance: Kohle, Atomkraft und ganz besonders – flüssiges, schwarzes Gold! Dabei erinnert die Hysterie um das Öl Wunder an den Rüstungswettlauf im Kalten Krieg. Das hat Folgen.

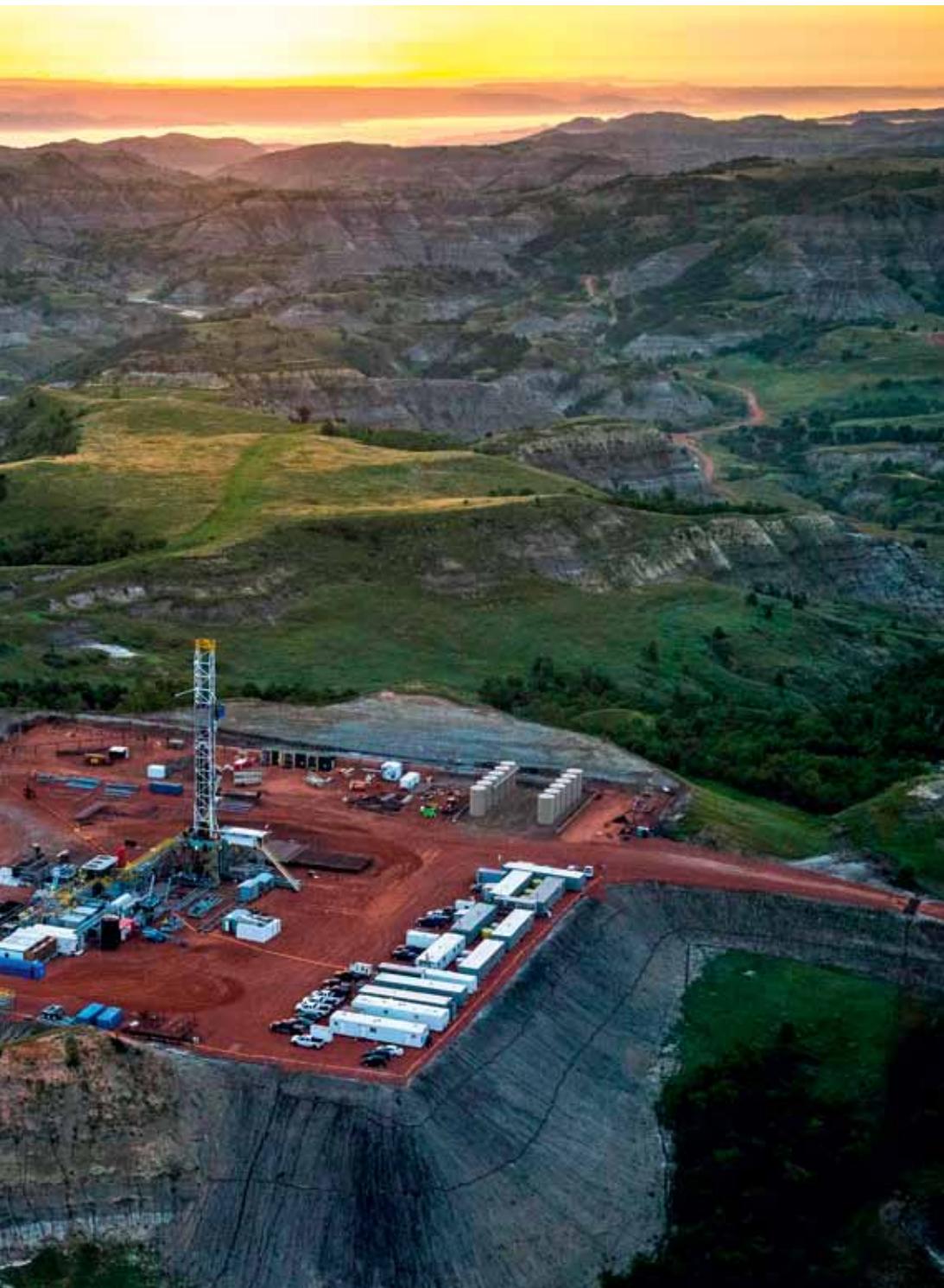
Casselton, North Dakota, Ende Dezember 2013: Ein 112 Wagen langer, mit Getreide be-



Das Land flächendeckend aufbohren: endlosen Prärie

ladener Zug entgleist und wird von einem 106 Wagen langen Rohöl-Güterzug gerammt. Der Ölzug explodiert. Schwarze Rauchwolken sind kilometerweit am Himmel zu sehen, Winde wehen giftigen Qualm über die Prärie. Innerhalb weniger Stunden sehen auf YouTube Millionen Menschen die apokalyptischen Bilder lodender Ölzüge. Die Umweltschützer triumphieren. Wall Street wird nervös. In Bismarck, der Hauptstadt von North Dakota, tauchen Graffiti einer noch leisen Öko-Militanz auf: «Less Oil! More Courage!»

Es herrscht Aufbruchstimmung. Schürfpioniere wittern die Chance, dass die USA «ihren Rückzug nach ganz vorne» (*New York Times*) rea-



von North Dakota.

lisieren können: in die totale Energieunabhängigkeit. Noch vor kurzem sah die Zukunft düster aus. Es schien, als seien die USA für immer auf arabische Ölscheichs angewiesen. Die eigenen Ressourcen schienen ausgeschöpft. Jetzt werden Erdölquellen entdeckt, die für mehrere hundert Jahre reichen. Der Gaspreis beträgt nur noch ein Viertel des Preises von 2008. «Billiges Öl und Erdgas sind das Viagra, das die USA wieder in die stärkste Industriemacht unserer Tage verwandelt», jubelt *Fortune*. Doch es herrscht Krieg. Das Schlachtfeld heisst Youtube: Patriotische Erfolgsbilder von der nationalen Ölfront gegen die Propaganda der Umweltguerilla, die eine nahende Apokalypse beschwört.

Klar ist bloss: In diesem Krieg heisst der amerikanischste aller Begriffe nicht mehr *fuck*, sondern *frack* – von «*Fracken*» oder *fracking*. Ein böseartig klingendes Wort, das niemand richtig versteht. Und weil das so ist, gibt es verschiedene Herleitungen davon: «Hydraulische Frakturierung», «hydraulisches Aufbrechen», «hydraulische Risserzeugung», «hydraulische Stimulation». Die Liste ist lang. Es geht um eine Methode der Erdöl- und Erdgasförderung, bei der mit Chemikalien angereicherte Flüssigkeit («*Fracfluid*») in ein tiefes Bohrloch gepresst wird, um das Reservoirgestein aufzuspalten. Das darin eingeschlossene Erdgas oder Erdöl wird dann mittels Flüssigkeits-

gemisch an die Erdoberfläche befördert. Fracking-Gegner monieren: Diese Art der Schieferölförderung provoziere Erdbeben, vergifte Landschaften, verursache Langzeitschäden für Mensch und Natur. Fracking gilt ihnen als schlimmste Form der Energiegewinnung seit dem Bau von Atomkraftwerken. Pro Bohrloch werden durchschnittlich über 11 000 Kubikmeter Wasser verbraucht. Bei sechs Bohrungen fallen lokal 1100 Tonnen Chemikalien an. Gemäss einer Studie der University of Southern California (USC) sind 58 von 260 der verwendeten Substanzen «besorgniserregend», davon 38 für den Menschen toxisch.

Doch nicht alle glauben an diese Gefahren. Der britische Premier David Cameron setzt aufs Fracken. Kanada genauso. Polen erkennt eine Riesenchance, sich von russischer Öl- und Gasabhängigkeit zu befreien. Frankreich macht noch nicht mit. Deutschland zögert. Das deutsche Umweltbundesamt veröffent-

Gemäss einer Studie sind 58 von 260 der verwendeten Substanzen «besorgniserregend», 38 toxisch.

lichte im September 2013 ein Gutachten – mit ernüchterndem Fazit: «Wir stellen zusammenfassend fest, dass zu einer fundierten Beurteilung dieser Risiken und zu deren technischer Beherrschbarkeit bislang viele und grundlegende Informationen fehlen.»

Das schürt den Krieg der Bilder. In Williston wird dabei vielleicht das letzte Drehbuch zum amerikanischsten aller Filmgenres geschrieben: Doch die Prärie zieht für diesen Neo-Western keine coolen Cowboys an, sondern einen Menschenpark der erniedrigten US-Arbeiterklasse, die sich zwischen Getreidesilos und Bohrtürmen eine bessere Welt erhofft. Hier buddelt und bohrt der «White Trash» der amerikanischen Gesellschaft. Männer einer weissen Unterschicht, die sich nach einem 13-Stunden-Tag am Fracking-Gerät gerne bis zur Besinnungslosigkeit betrinken, von einer Elchjagd träumen oder sich in der Morgendämmerung auch mal mit Crack und Prostituierten betäuben. Für diese Männer kam die Öl-Euphorie genau zur richtigen Zeit, denn die Frage wurde immer lauter: Sind wir immer noch Sieger? Der Ölboom spricht zu denen, die früher die Autos und Häuser Amerikas bauten, sich irgendwann überflüssig fühlten und weder begreifen wollten noch akzeptieren konnten, was mit ihnen und dem Land geschehen ist.

Manchmal hängt ein grauer Dunst über diesem Land, so dass man den Horizont, wo Prärie und Himmel aufeinanderstossen, nicht mehr sehen kann. Irgendwo brennt immer eine leuchtende Flamme auf dem Rohr über einem Stahltank. Aus den Autos der Ölarbeiter dröhnt meistens Country-Rock, Kid Rock oder auch Bruce Springsteen, denn in dieser Musik

Fracking

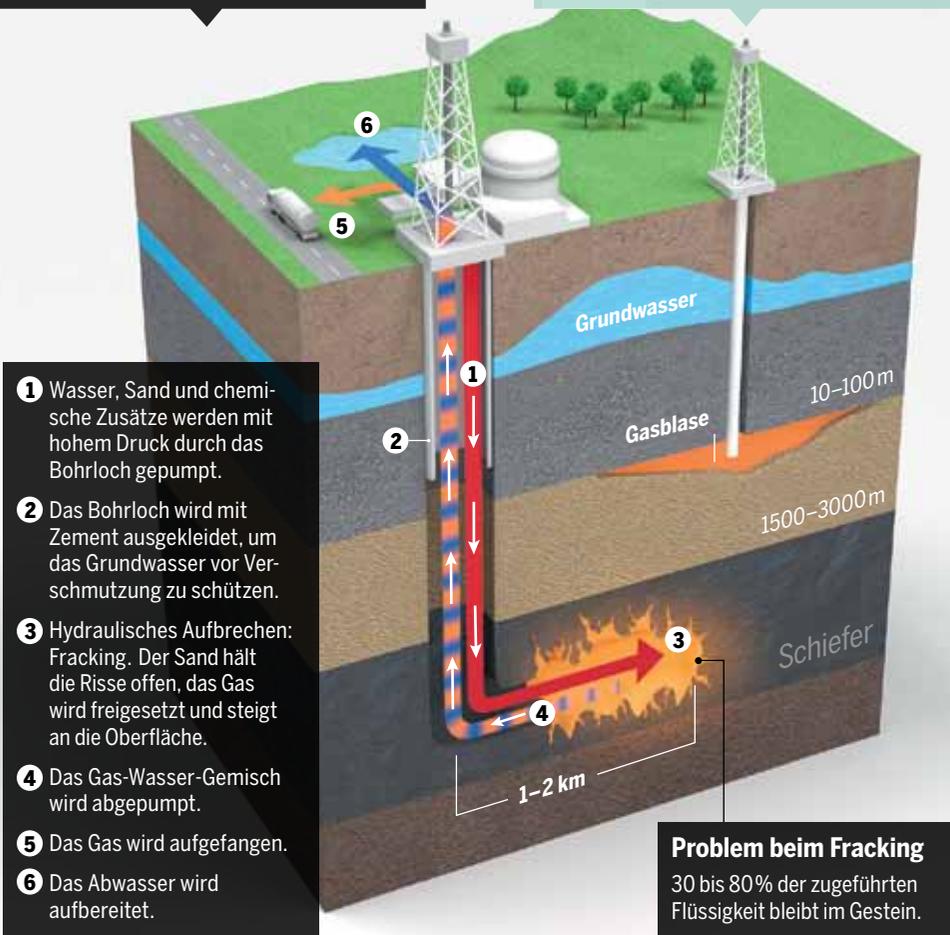
Mit Hochdruck wird eine Mischung aus Wasser, Sand und giftigen Chemikalien ins Gestein gepresst, um es aufzubrechen und das Gas freizusetzen. In einigen Ländern ist Fracking verboten.

Unkonventionelle Gasförderung

Das Gas ist im Gestein eingeschlossen und nur mittels horizontaler Bohrung zugänglich.

Konventionelle Gasförderung

Leicht zugängliche Gasreserven werden mittels vertikaler Bohrung gefördert.



Meter unter der Erdoberfläche befindet, während die Chemikalien mehrere Kilometer tiefer eingepumpt würden. Der Film erwähne nicht, dass es sich bei dem brennbaren Wasser auch um ein natürliches Biogas-Phänomen handeln könne.

Bilder brennender Wasserhähne sind spektakulär und Futter für die Öko-Guerilla. Das erfreut auch Umweltaktivisten wie Neil Young, Urgestein unter den Rock-Legenden, der in Kanada Anti-Fracking-Konzerte organisiert. Es beglückt Michael Moore, Star unter den Dokumentarfilmern, dessen Werke weniger auf Fakten als auf der Kunst des cleveren Schnitts basieren. Im Internet gelangt er an billiges Bildmaterial für seinen nächsten Film.

Dabei ist die Lage ernst: Wie stillen wir unseren Hunger nach immer mehr Energie? Können und wollen wir wirklich unsere Freiheiten drastisch einschränken, um Energie zu spa-

Eigentlich denken die Männer immer an Öl, träumen Öl, suchen, pumpen und verkaufen Öl.

ren? Und wie ernst ist es uns wirklich mit dem modischen «grünen Lebensstil», wenn doch mittlerweile als gesichert gilt, dass selbst unsere Ururenkel noch mit genügend fossiler Energie versorgt werden können?

Beim Anblick der Ödnis rund um Williston, North Dakota, der eiskalten Profanität in der Weite der Prärie, des rasant wachsenden Personals amoralischer Öl-Abenteurer – getrieben alleine von Gier – sind eigentlich nur zwei Fragen wirklich dringlich: Was passiert in den Eingeweiden der Erde, wenn der hydraulische Stimulator den Stein zum Bersten bringt? Kann Gas oder Frack-Flüssigkeit tatsächlich ins Grundwasser gelangen und so den Treibstoff des Lebens verseuchen?

Die unfassbare Antwort: Selbst die Experten wissen es nicht genau.

Oder will es niemand so genau wissen? Schliesslich geht es um eine geostrategische Zeitenwende: das mögliche Ende der amerikanischen Abhängigkeit vom arabischen Raum – und folglich um den Abzug militärischer Ressourcen aus dem Raum. Oder will niemand die absolute Wahrheit verkünden, weil den verfeindeten Parteien dabei der Stoff für ihre Propagandaschlacht ausginge – vor deren zentraler Strategie uns schon Winston Churchill warnte: «Im Krieg wuchern Suggestion und Halluzination... und die Niederschlagung des Gegners ist darauf gerichtet, weniger seinen Körper als seine Sinne gefangen zu nehmen.»

Befreien wir die Sinne durch einen Perspektivenwechsel: ein Satellitenbild aus 832 Kilometer Höhe. Unter uns die bezaubernde Erdoberfläche des amerikanischen Westens. Satellit Suomi NPP kreist seit Herbst 2011 um die Erde und schießt für die Nasa – und die

geht es oft darum, würdevoll den eigenen Niedergang zu ertragen. Man sitzt auch bei Minustemperaturen auf der Ladefläche des Pick-ups, es gibt hier eine sehr gute Rentierwurst zu essen, beim Wodka aus Kanada erzählen die Männer vom nächsten Schneemobilrennen, während in der Sportbar nebenan ihre Kumpel Ultimate Fighting am TV oder einer Stripperin beim Stöhnen zuschauen.

Doch eigentlich denken die Männer von Williston immer an Öl, träumen Öl, suchen, finden, pumpen und verkaufen Öl. Das schwärzt die Seele. Es herrscht ein schizoider Realismus in den neuen Goldgräberstädten Amerikas, und ich kann es mir nicht ausreden, dass man in North Dakota einem Wahnsinn ins Gesicht blickt, wie ihn Daniel Day Lewis als Ölpionier Daniel Plainview im Film «There Will Be Blood» zelebriert – jenes Monumentalwerk des jungen Regisseurs Paul Thomas Anderson über die menschenauffressenden Anfänge des Ölbooms in Amerika.

Viele idealisieren Williston heute als letzten Zufluchtsort für das fleissige, gottesfürchtige

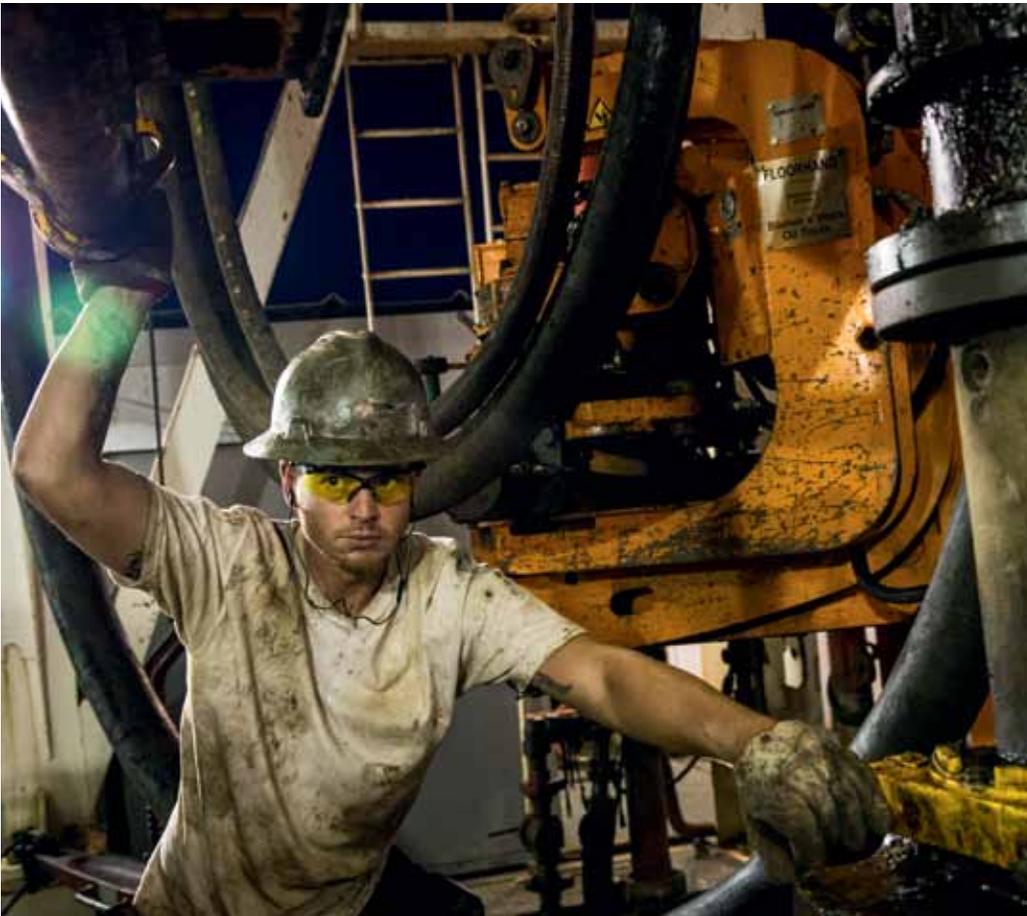
Amerika. Weil da, wo vorher Farmen waren, auf denen viele Familien ihr Leben gegen Steine und Wind fristeten, nun die Bohrtürme und die Baracken der Arbeiter wachsen.

Wie in «There Will Be Blood» ist jedoch nicht klar, ob das alles gut für das Land ist oder nicht. Denn da ist ja immer noch dieser Krieg der Bilder – und in diesem Krieg dominiert gerade ein ganz anderes Amerika: Der preisgekrönte US-Dokumentarfilm «Gasland» zeigt dramatische Bilder von Umweltschäden, die angeblich durch den Schiefergasabbau in North Dakota verursacht wurden. Die berühmteste Sequenz ging per Youtube um die ganze Welt: Gas ist in die Wasserversorgung von Williston gelangt – das Wasser-Gas-Gemisch lässt sich anzünden, ein Feuerball pufft aus einem Wasserhahn. Dass dafür das Fracken verantwortlich ist, wurde aber nie bewiesen.

Bilder brennender Wasserhähne

Die Mineralölindustrie reagiert mit einer massiven Gegenkampagne. Sie argumentiert, dass sich das Grundwasser meist nur 100 bis 300

QUELLE: IFF New Energy



Letzter amerikanischer Traum: Ölarbeiter in North Dakota.

Energieindustrie – Bilder von geologischer Monumentalität: die kalifornischen Wüsten, Navajo-Land, der Grand Canyon, White Sands, Alamogordo, endlose Weiten. In dieser gigantischen Anhäufung von Zeichen geologischer Herkunft hatte der Mensch Millionen Jahre nichts zu suchen. Einzig die Indianer konnten sich vielleicht mit einem kleinen Teil davon anfreunden. Sie brauchten eine Menge Magie dazu und eine kraftvolle Religion, um diese «theoretische» Grösse des himmlischen Ereignisses zu bannen.

Sicherheit ist sekundär

Heute gehören viele dieser mystischen Landschaften mächtigen Erdölproduzenten, und vielleicht entscheidet sich hier einer der letzten amerikanischen Träume: die totale Eigenversorgung dank schwarzem Gold – oder besser – der Abschied vom teuflischen arabischen Öl. Vor wenigen Wochen sprach Präsident Obama in seiner Rede zur Lage der Nation von einem «entscheidenden Jahr 2014», das die amerikanische Wirtschaft in völlig neue Höhen hieven werde. Doch die Choreografie von Obamas Energiepolitik ist schwer durchschaubar, kennt keinen ideologischen Masterplan, keine Leit-Erzählung. Dessen ungeachtet geben die USA Gas wie noch nie!

Wenn überhaupt, dann folgt der Lauf der Geschichte amerikanischer Energieversorgung der Tradition und Logik der Korruption. Daran erinnert uns der grosse Polit-Thriller

«Syriana», mit George Clooney in der Hauptrolle, der vor einigen Jahren das korrupte Vorgehen der amerikanischen Ölpolitik im arabischen Raum unter Präsident George W. Bush in seiner kaleidoskopartigen Inszenierung wie kaum ein anderer Film schilderte.

Aus 832 Kilometer Höhe sieht der amerikanische Westen unschuldig aus. Über North Dakota – dort, wo diese Region vor sechs Jahren noch leer war – leuchten nachts unzählige helle Inseln, so hell wie Manhattan oder Chicago. 150 Förderfirmen sind in der Bakken-Formation aktiv. Dass die Ölfelder in North Dakota nachts hell in den Weltraum strahlen, liegt daran, dass Erdgas, das zusammen mit



«Mein Telefon wurde gefrackt.»

dem Öl an die Oberfläche kommt, einfach verbrannt wird. Das ist rentabler. Es geht den Bohrfirmen momentan nur ums Öl, und sie schaffen keine zusätzliche Infrastruktur fürs Auffangen des Gases. Sicherheit ist sekundär. Alles soll schnell gehen. Manchmal detonieren Bohrtürme – oder ein Öltransportzug. Bisher verhinderten Naturschützer den Bau der gigantischen Keystone-XL-Pipeline durch North Dakota bis an den Golf von Mexiko.

Der Gouverneur von North Dakota, Jack Dalrymple, beruhigte seine Bürger am Fernsehen, dass ein paar explodierende Rohöl-Güterzüge noch lange nicht das Ende der Welt bedeuten würden. Dabei tönte er ein wenig wie General «Buck» Turgidson in Stanley Kubricks Klassiker «Dr. Seltsam», kurz vor dem nuklearen Erstschlag: «Mr. President», sagt der General, gespielt von George C. Scott, «ich will nicht sagen, dass wir bei der ganzen Sache keine Haare lassen müssen, aber eines verspreche ich ihnen: nicht mehr als zwanzig bis dreissig Millionen Tote, im Höchstfall ...»

Die Lage ist ernst, Stanley Kubrick längst tot, die amerikanischen Unabhängigkeitsträume real, und die Satellitenbilder sind betörend. Doch diesmal testet dieses neue Amerika nicht die Eroberung der Welt als Atommacht, sondern den geordneten Rückzug auf sich selbst – als Energieriese.

Die Goldminen der Gegenwart leuchten dabei bis ins Weltall. Suomi NPP gleitet jetzt westwärts, über Reliefs aus Salz und Stein, über die Schluchten des Green River, das Plateau des Grand Canyon, in das sich der fossile Fluss hinabsenkt, Abgrund Millionen Jahre alter Erosion – aus dem Weltraum als traumhafte Oberflächenschwärze wahrnehmbar, die dann brutal von der weissglühenden Zukunftsgeometrie von Las Vegas unterbrochen wird, dem Brennpunkt des Energieverbrauchs.

Noch kann man in den Casinos keine Wetten auf den weltweiten Siegeszug des Frackings, abschliessen. Doch wenn es so etwas wie einen Insidertipp gibt, wo die letzte Schlacht im US-Energiekrieg geschlagen wird, dann deutet vieles in Richtung Kalifornien – Hirn, Lunge und gutes Gewissen der USA.

Bilderkrieg um Umweltverbrechen

Letztes Jahr überstürzten sich dort die Meldungen: «Schwarzes Gold in Kalifornien entdeckt! Etwa 16 Milliarden Barrel Öl!» Das wären 64 Prozent der gesamten amerikanischen Ölvorkommenisse. Und alles lagert in der Monterey-Shale im San Joaquin Valley, 200 Meilen südöstlich von San Francisco. Letztes Jahr gab der kalifornische Ölriese Occidental Oil bekannt, dass die Bohrungen beginnen können. Kaliforniens Gouverneur Jerry Brown hatte entsprechende Gesetze verabschiedet. Der Aktienpreis schoss hoch, kalifornische Energiefonds gelten nicht mehr als Geheim-

tipp. Unzählige Privatjets der Ölspekulanten gleiten seither über das Gebiet zwischen Sacramento im Norden, Silicon Valley im Westen, über Paso Robles, wo James Dean starb, und die alten Goldgräberminen der Sierra Nevada im Osten. Noch ist nichts entschieden.

Der Bilderkrieg rund um sogenannte Umweltverbrechen nimmt zu. Jugendliche entdecken auf Youtube den Kick apokalyptischer Videoclips – und verwandeln sich dabei vielleicht in Öko-Guerillas. Der Protest der Klimaschützer wird intensiver – und könnte die Energie-

Dank Fracking könnte sich die geopolitische Lage komplett verändern.

wunder-Party trüben. Gerade in Kalifornien pflegt der Konflikt politikkosmologische Kriegsdimensionen anzunehmen – wie in «Star Wars»: hier Obi-Wan Kenobi, dort Darth Vader. Im Wunderland der Naturparks, des kreativen Chaos und der weltweit fortschrittlichsten Greentech-Bewegung könnte sich eine neue Demut entfalten: Die Einsicht, dass Fracking wertlos ist, gemessen an den langfristigen Kosten, die es verursachen könnte. Dass Naturwunder einen höheren Wert haben als menschliche Konsumwut. Doch ob solche Überlegungen eine Chance haben gegen die Öl-Euphorie?

Suomi NPP dreht jetzt weiter seine Bahnen. 832 Kilometer über der Erde gibt es nichts, was den Schall leitet, keinen Luftdruck, keinen Sauerstoff. «Leben im Weltall ist nicht möglich», so lautet eine Botschaft zu Beginn des Films «Gravity» von Alfonso Cuarón – 2014 mit sieben Oscars prämiert, unter anderem in der Kategorie Bester Film. Wir müssen also weiter ganz fest an Mutter Erde glauben!

Suomi NPP macht jetzt Bilder von chinesischen Megastädten. Nichts reicht an den Nachtflug über Asien heran: teuflische Unendlichkeit, furchteinflössende Glut. Dabei könnte China zum grossen Verlierer des amerikanischen Ölwunders werden. Das prognostizieren Studien des deutschen Bundesnachrichtendienstes. China muss mit seinem gigantischen Rohstoffbedarf künftig die Hälfte des arabischen Öls abnehmen. China verfügt jedoch nicht über genügend militärische Mittel, die Transportwege zu schützen. Bis dato sorgten die USA und ihre Flotte für die Sicherheit der Handelswege, gerade in der Strasse von Hormus. Davon profitiert vor allem China.

Suomi NPP überfliegt jetzt den Hindukusch, der sich unter einer seltsam verschleierte Fluoreszenz versteckt hält. Weiter südlich, gut sichtbar: die Strasse von Hormus – ein Symbol amerikanischer Macht. Wir wissen es alle: Die USA haben sich über Jahrzehnte politisch und militärisch deshalb so massiv im

Nahen und Mittleren Osten engagiert, weil sie von dortigen Energielieferungen abhängig gewesen sind. Weitere Verlierer im Fall eines amerikanischen Rückzugs wären die Opec-Länder und vor allem Russland. Dank Fracking könnte sich die geopolitische Lage komplett verändern. Nicht bloss Optimisten sind überzeugt: Die USA werden ihre Welt-polizistenrolle abstreifen und ganz tief Luft holen. Das Land könnte erstarken wie noch nie – gerade weil sich die Folgen kräftezehrender Kriege in Amerikas Seelenlandschaft gefressen haben.

Botschaft an Mutter Erde

Suomi NPP nimmt jetzt Europa mit seinen kleinen Schäfchenwölkchen ins Visier, unter uns das Packeis von Grönland. Nichts ist schöner als der Blickwinkel eines Weltraumbewohners auf den Planeten Erde. Wir gleiten weiter, über ein Tiefdruckgebiet, das die Ostküste und den Mittleren Westen Amerikas abdeckt. Über North Dakota werden Tornados angekündigt. Am Horizont erscheint jetzt ein wolkenloses Kalifornien, mit goldenem Sonnenuntergang wie ein Spezialeffekt, der uns dazu das Echo eines Funk-spruchs aus einer noch unbestimmten amerikanischen Zukunft übermittelt – eine Botschaft an Mutter Erde: «Houston, we have no problem.» ○



Mehr Auto fürs Geld
www.kia.ch



cee'd Sportswagon
FIFA World Cup™ Edition
1.6 L GDi man./aut.
bietet gegenüber Modell Trend eine
Mehrausstattung
von CHF **6'950.-**
Aktion gültig solange Vorrat.
Immatrikulation bis
30.6.2014.

FIFA World Cup™ Edition for winners!



Kia cee'd Sportswagon

Multifunktionaler Grossraum-Kombi der Extraklasse mit sportlichem Charme und sensationeller Mehrausstattung (7" Navigationssystem mit Rückfahrkamera, 2-Zonen-Klima-Automatik, Parksensoren h, Licht-/Regensensor, Panoramadach, 4 Leichtmetall-Winterräder 16", FIFA World Cup™ Emblem, Adidas™ FIFA WM 2014 Ball Replique «Brazuca» usw.).

cee'd Sportswagon FIFA World Cup™ Edition 1.6 L GDi 135 PS ab CHF 26'777.- (inkl. Mehrausstattung von CHF 6'950.-)



Official Partner



Verbrauch gesamt l/100 km (Energieeffizienzklasse, CO₂ g/km) – Durchschnitt aller Neuwagen 148 g/km –

cee'd Sportswagon FIFA World Cup™ Edition 1.6 L GDi man./aut. 6.0/6,4 (D/E, 134/144). Preisangaben: empfohlene Nettopreise inkl. MwSt.



The Power to Surprise



Kia Motors AG, 5745 Safenwil, 062 788 88 99

Bernsteinreise mit MS Johannes Brahms ❄️❄️❄️

Danzig–Königsberg–Masuren–Danzig

10 Tage ab Fr. 1880.–

Rabatt Fr. 400.– bereits abgezogen, Hauptdeck hinten



Jetzt mit EuroLOT-Direktflug Zürich–Danzig–Zürich

- NEU mit Seebad Kahlberg
- Kultur- und Hansestadt Danzig
- Naturparadies Kurische Nehrung
- Faszinierende Sanddünen
- Auf Ostpreussens Wasserwegen

MS Johannes Brahms****

Dieses 4-Sterne-Schiff bietet in 40 komfortablen Kabinen Platz für bis zu 80 Personen. Alle Kabinen liegen aussen, sind mit grossen Panoramafenstern, zwei unteren Betten, Dusche/WC, Föhn, Telefon, TV, Kühlschrank, Safe und Klimaanlage ausgestattet. Im eleganten Restaurant werden in einer Sitzung kulinarische Köstlichkeiten serviert. Zur Bordausrüstung gehören Rezeption, Panoramalounge/Bar (gratis WLAN), Bordshop und ein grosses Sonnendeck. Durch geringen Tiefgang und absenkbares Fahrstand passiert das Schiff selbst flache Gewässer und niedrige Brücken.

Nichtraucher Schiff (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Tag	Destinationen	Programm / Ausflüge
1	Schweiz–Danzig	Individuelle Anreise nach Zürich Flughafen. Direktflug mit EuroLOT nach Danzig. Transfer ins Hotel und Übernachtung.
2	Danzig	Frühstück im Hotel. Bis zur Einschiffung am Nachmittag Zeit zur freien Verfügung.
3	Danzig–Tolkemit (-Frauenburg)–Kahlberg	Schiffahrt zum Frischen Haff. Nachmittags Busausflug* Frauenburg mit Orgelkonzert und Besuch Kopernikus-Museum. Schiffahrt nach Kahlberg auf der Frischen Nehrung.
4	Kahlberg–Königsberg	Schiffahrt über Frisches Haff und Pregel. Nachmittags Stadtrundfahrt* Königsberg mit Besuch Bernsteinmuseum, Dom und Grabstätte Immanuel Kants. Abendkonzert.*
5	Königsberg (–Kurische Nehrung)	Ganztages-Busausflug* zum Ostseebad Rauschen, zur Kurischen Nehrung mit Sanddüne Epha und zur historischen Vogelwarte Rossitten. Abends Russische Folklore an Bord.
6	Königsberg–Elbing (-Marienburg)	Schiffahrt über das Frische Haff nach Elbing. Nachmittags Busausflug* nach Marienburg, der grössten Backsteinburg Europas. Abends Stadtrundgang* in Elbing.
7	Elbing (-Oberländischer Kanal)–Danzig	Ausflug* zum Oberländischen Kanal (in Revision) mit Bootsfahrt auf der malerischen Seen- und Kanalstrecke. Nachmittags schöne Schiffahrt nach Danzig.
8	Danzig	Am Morgen Stadtrundfahrt/-rundgang* durch die malerische alte Hansestadt mit Orgelkonzert in der Kathedrale von Oliwa. Nachmittags Zeit für eigene Unternehmungen.
9	Danzig	Ausschiffung nach dem Frühstück. Transfer zum Hotel. Geniessen Sie den letzten Tag in Danzig mit eigenen Unternehmungen. Hotelübernachtung.
10	Danzig–Schweiz	Nach dem Frühstück Transfer zum Flughafen. Rückflug mit EuroLOT nach Zürich. Individuelle Heimreise.

* Ausflug im Ausflugs paket enthalten, vorab buchbar | Programmänderungen vorbehalten



2-Bettkabine Oberdeck

**Es het solangs het
Rabatt* Fr. 400.–**
*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs

Reisedaten 2014

30.05.–08.06.	04.07.–13.07.	01.08.–10.08.
06.06.–15.06.	11.07.–20.07.	08.08.–17.08.
13.06.–22.06.	18.07.–27.07.	
27.06.–06.07.	25.07.–03.08.	

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Flug Zürich–Danzig–Zürich mit EuroLOT
- 2 Hotelübernachtungen mit Frühstück
- Transfers in Danzig
- Alle Schleusen- und Hafengebühren
- Thurgau Travel-Bordreiseleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise Flughafen, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchungen über www.thurgautravel.ch)

Gültiger Reisepass 3 Monate über Reisedatum erforderlich.

Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck, hinterste Kabine	2280
2-Bettkabine Hauptdeck	2430
2-Bettkabine Oberdeck	2680
Zuschlag 2-Bettkabine Alleinbenutzung Hauptdeck	690
Zuschlag 2-Bettkabine Alleinbenutzung Oberdeck	990
Ausflugs paket	325
Annulations-/Extrarückreiseversicherung	54

Weitere Reisen mit MS Johannes Brahms****

8 Tage ab Fr. 1390.–* Rabatt 400

Berlin–Stralsund:	03.05.	30.08.	27.09.	
Stralsund–Berlin:	10.05.	06.09.	20.09.	04.10.

12 Tage ab Fr. 1490.–* Rabatt

Berlin–Basel:	11.10.	400
Basel–Berlin:	22.10.	600

* HD hinten, Rabatt bereits abgezogen

Details: www.thurgautravel.ch oder Prospekt.



Kurische Nehrung



Bar mit Lounge

Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550
verlangen Sie Marcel Ammann

Thurgau Travel ✨

Aussergewöhnliche Reisen
zu moderaten Preisen



Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Plädoyer für die Ohrfeige

Die wohltemperierte Backpfeife ist in Verruf geraten. Zu Unrecht. Zur richtigen Zeit am richtigen Ort kann sie Wunder bewirken und Schlimmeres verhindern. Die Kunst des Ohrfeigens will indes gelernt sein. *Von Alex Baur*



Schwungvoll zur Vernunft gebracht: Lysiane Rey und Antony Wright in «A toi de jouer... Callaghan», 1954.

Neulich musste der Gemeindepolizist S. im Kanton Aargau zu nachtschlafender Stunde mit seinem Kollegen ausrücken, weil Nachbarn einen wüsten Streit (Schreie, Klirren, ein Knall) aus der Wohnung des Ehepaars R. gemeldet hatten. Der Vorfall wurde später in einem Rapport* wie folgt zusammengefasst:

Angetroffene Situation (beim Betreten der Wohnung): Unordnung am Boden bzw. es lagen Scherben eines Blumentopfes und nasse Resten Blumenerde in der Küche und im Korridor. Frau R. war gerade am Aufnehmen. Sofortmassnahmen: Herr und Frau R. wurden getrennt und zum Vorfall befragt. Ablauf des Vorfalls: Am Sonntag geht das Paar normalerweise in ein Restaurant. Doch an diesem Sonntag machte er es sich vor dem Fernseher gemütlich, nachdem die beiden gemeinsam mehrere Gläser Wein getrunken hatten. Weil sie auswärts essen wollte, kam es zu einem verbalen Streit. Frau R. stellte ihm den Fernseher ab, er wollte die Wohnung in der Folge

alleine verlassen, worauf Frau R. schrie und Blumentöpfe in der Wohnung herumwarf. Herr R. gab ihr eine Ohrfeige, um sie wieder zur Vernunft zu bringen. Zuvor war es offenbar nie zu Handgreiflichkeiten gekommen. Schlussbemerkung: Auf eine Strafanzeige wurde verzichtet.

Punkt, Ende der Durchsage. Mit der Backpfeife hatte Herr R. das Problem akkurat erledigt, bevor die Lage eskalierte und ausser Kontrolle geriet. Sie war der Abschluss einer Krise,

Mit der Backpfeife hatte Herr R. das Problem elegant erledigt, bevor die Lage eskalierte.

wie sie in vielen Beziehungen vorkommt und die Frau R. selber auf Hormonstörungen im Zuge der Wechseljahre zurückführte. Polizist S. und sein Kollege zogen unverrichteter

Dinge wieder ab, sie hatten die Situation richtig erfasst. Zum Glück für die zankenden Eheleute. Es hätte auch anders kommen können. Häusliche Gewalt ist ein Offizialdelikt, das von Amtes wegen verfolgt werden muss und langwierige Prozesse nach sich ziehen kann.

Pfarrer Sieber ohne Worte

Es liegt mir fern, die Gewalt in Beziehungen zu verharmlosen oder gar zu rechtfertigen. Systematische physische Übergriffe sind abscheulich, vor allem wenn sie Schwächere treffen. Eine zu heftige oder falsch platzierte Ohrfeige kann überdies zu schlimmen Verletzungen führen. Wer die Kunst der wohltemperierten Watsche nicht beherrscht, sollte besser die Finger davon lassen. Insbesondere das Ohr sollte nicht getroffen werden, weil das Trommelfell dabei Schaden nehmen kann. Begriffe wie Backpfeife, Watsche, Maulschelle oder

ganz einfach *Flättere* sind mir deshalb lieber. Trotzdem: Ein kräftiger Chlapf im rechten Moment kann manchmal Wunder bewirken und verfahrenere Situationen lösen. Aussergewöhnliche Umstände verlangen manchmal nach aussergewöhnlichen Massnahmen.

Als ich die erste Primarklasse besuchte, waren Ohrfeigen an unserer Schule noch an der Tagesordnung. Ich hasste meine damalige Lehrerin dafür. Sie war hysterisch, langte bei jeder Gelegenheit zu und missbrauchte ihre Macht gegenüber uns Kindern. Oft wussten wir nicht einmal recht, weshalb sie zuschlug. Meine Mutter dagegen verpasste mir während meiner ganzen Jugend exakt drei Watschen. Ich kann mich an jede erinnern, aber ich habe es ihr nie nachgetragen.

Im Gegenteil: Die drei Ohrfeigen waren wohlverdient und wohlplatziert. Meine Mutter ist eine sehr verständnisvolle Frau, mit der man über alles diskutieren kann. Aber es gab ganz seltene Momente, in denen die Vernunft nicht mehr weiterhalf, in denen alles Nörgeln und Quengeln nur noch zur Qual wurde. Der Knall setzte dem Leiden einen Schlusspunkt – wir waren quitt.

Vor Jahren war ich einmal für eine Reportage eine Winternacht lang unterwegs mit dem Obdachlosen-Pfarrer Ernst Sieber. Vor der Schöna in der Nähe der Langstrasse trafen wir zufällig auf einen jungen Mann, der aus einem von Siebers Heimen abgehauen und wieder in die Sucht abgestürzt war. Ohne viele Worte zu verlieren, verpasste der schon damals recht betagte Pfarrer dem Burschen, der ihn um eine Kopflänge überragte, eine kräftige Backpfeife. Dann griff er dem schluchzenden und torkelnden jungen Mann unter die Arme, verfrachtete ihn in seinen klapprigen VW-Bus und brachte ihn zurück ins Heim.

Sprachlosigkeit und Schmerz

Ich schrieb damals nicht über diesen skurrilen Vorfall, der Sieber vielleicht in die Bredouille hätte bringen können. Ich hatte den Respekt und die Zuneigung gesehen, welche die Säuer und Fixer dem ruppigen Helfer entgegenbrachten, und ich kann mir nicht vorstellen, dass er diese Stellung je missbrauchte. Doch mir fehlten die Worte, dies zu erklären.

Die Watsche, geboren aus einem spontanen Einfall, war in jener Situation weniger verletzend als jedes Wort. Was hätte der Pfarrer dem Burschen auch sagen sollen? Dass er kläglich versagt und auch jene enttäuscht hatte, die es gut mit ihm meinten? Das wusste er doch längst selber. Ihm Vorwürfe zu machen, brachte nichts, die machte er sich doch längst selber. Beim Knall auf der Wange – Sieber hat übrigens kräftige Pranken, wie jeder weiss, der sie schon mal gedrückt hat – war alles drin: Frustration und Unvermögen, Sprachlosigkeit und Schmerz – aber auch Leidenschaft und Liebe. Es war ein Schlusspunkt und ein Start-

signal: Dann fangen wir halt nochmals von vorne an.

Der Begriff Ohrfeige leitet sich mutmasslich von «übers Ohr fegen» ab. Bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts war sie ein anerkanntes und relativ moderates Mittel der Erziehung. In früheren Zeiten hatte die Ohrfeige allerdings noch eine ganz andere, höchst friedliche Funktion. Denkwürdige Momente – so etwa die kirchliche Firmung, die Aufnahme in eine Zunft oder die Festlegung eines Marchsteins – wurden oft mit einem symbolischen, aber durchaus spürbaren Backenstreich bekräftigt.

Eine Variante solcher Denkmittel hat sich in der Fliegerei bis heute gehalten: In einigen Ländern will es der Brauch, dass Jungpiloten nach ihrem ersten Soloflug von den anwesenden Instruktooren und Kollegen, welche die Erfahrung bereits hinter sich haben, einen kräftigen Tritt in den Allerwertesten erhalten. Für

Der Knall setzte dem Leiden einen Schlusspunkt – wir waren quitt.

Neulinge, die erstmals mutterseelenallein im Cockpit sassen und entsprechend angespannt sind, ist es ein erlösender Kick. Und zugleich ein Zeichen: Du gehörst nun auch dazu.

1954 spielte John Wayne in «The High and the Mighty» («Es wird immer wieder Tag»), dem wohl ersten Katastrophenfilm dieser Art, einen Flugoffizier, der eine havarierte Maschine samt Passagieren nach einer Odyssee durch die Lüfte und nach allerlei Widerwärtigkeiten heil auf den Boden bringt. In einem der Schlüsselmomente gerät der Captain des Airliners, gespielt von Robert Stack, in Panik. Und wie bringt John Wayne den Mann wieder zur Besinnung? Mit einem Satz warmer Ohren.

Zu den Filmklassikern gehört auch die Ohrfeige, mit der die ehrbare Dame allzu forsche Avancen pariert. Die zeitnahe Massregelung ist, so behaupte ich, effizienter als jedes Gender-Reglement und jede Gleichstellungsbeauftragte. Ein rechter Gentleman steckt die wohlverdiente Watsche mit einem verlegenen Grinsen weg – und Schwamm drüber. Auf zur nächsten Eroberung. Wohlverdient war auch die Watsche, welche die legendäre Wiener Schauspielerin Käthe Dorsch einem rüpelhaften Theaterkritiker verpasste: Er hatte ihr richtiges Alter erwähnt.

Und dann gibt es symbolische Watschen, die Geschichte geschrieben haben. Etwa die Ohrfeige, welche die als Nazi-Jägerin bekannt gewordene Beate Klarsfeld 1968 dem deutschen Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger am CDU-Parteitag in aller Öffentlichkeit verpasste, um ihn an seine verdrängte Vergangenheit bei der NSDAP zu erinnern. Kiesinger war mutmasslich eher ein Mitläufer denn ein akti-

ver Nazi gewesen, und es tauchten in jüngerer Zeit Hinweise auf, wonach Klarsfeld von der Stasi mit manipulierten Dokumenten bedient worden sein könnte. Doch die Klatsche brachte die Aufbruchsstimmung einer neuen Generation auf den Punkt, die radikal mit der Geschichte ihrer Väter brach.

Symbolischer Gesichtsverlust

1969, zwölf Monate später, musste Kiesinger nach nur drei Jahren Amtszeit zurücktreten und Willy Brandt das Feld überlassen. Klarsfelds Ohrfeige dürfte dabei eine zentrale Rolle gespielt haben. Sie verursachte bei Kiesinger zwar höchstens leichte Blessuren, verheerend war hingegen der symbolische Gesichtsverlust nach der öffentlichen Abwatschung.

Wenn heute von einer Ohrfeige die Rede ist, so ist dies in der Regel nur noch im übertragenen Sinn gemeint. Das Stimmvolk habe dem Bundesrat in der Abstimmung über die Vorlage X «eine schallende Ohrfeige» erteilt, lesen wir dann etwa oder, die hohen Kosten für die Betreuung des Zöglings Y seien «ein Schlag ins Gesicht des ehrlichen Steuerzahlers». Richtige Ohrfeigen sind dagegen völlig aus der Mode gekommen. Und das ist schade. Eine zur rechten Zeit am rechten Objekt fachgerecht platzierte Watsche ist zwar nichts Schönes, aber sie ist bisweilen das geringere Übel und kann ungemein erlösend wirken, für alle Beteiligten.

* Die Protokolle stammen aus einem Rechtshändel mit dem Aargauer Strassenverkehrsamt, das wegen des Vorfalls die Fahrtüchtigkeit des Ehepaars R. in Frage stellte (Weltwoche Nr. 50/2013, «Via Paranoia»).

SCHWEIZERISCHE
Gewerbezeitung

DIE ZEITUNG FÜR KMU

Morgen Freitag in der KMU-Presse:

- **Zuwanderungs-Initiative**
Branchen nicht ausspielen
- **Radio- und TV-Gebühren**
Kleinbetriebe zahlen doppelt
- **Erbschaftssteuer**
Am Problem vorbei geredet

www.gewerbezeitung.ch

«Was mache ich bloss falsch?»

Der Australier Geoffrey Rush zählt zu den profiliertesten Schauspielern Hollywoods – und musste doch fast dreissig Jahre auf seinen Durchbruch warten. Ein Gespräch über ehrenwerten Diebstahl, Nervenzusammenbrüche und WG-Erfahrungen mit Mel Gibson. *Von Claas Relotius*

Beverly Hills, Hotel «Four Seasons», die Mittagssonne spiegelt sich im Aussenpool. Gerade hat Geoffrey Rush seine Beine noch ins 25 Grad warme Wasser gehalten und für die anwesenden Fotografen posiert. Jetzt schleicht der Mann, den seine Landsleute in der Heimat zum «Australier des Jahres 2012» gewählt haben, um das aufgebaute Catering herum, als wolle er gleich unbemerkt einen Raub begehen. Die Pose ist nicht einstudiert, und doch passt sie gut zum neuen Film des 62-Jährigen: «Die Bücherdiebin», eine Verfilmung des gleichnamigen Jugendromans von Markus Zusak, handelt von einem deutschen Mädchen, das während des Krieges verbotene Bücher stiehlt, um sie vor den Verbrennungen durch die Nazis zu retten. Und Rush spielt darin, wofür er in den letzten Jahren die meisten seiner Auszeichnungen erhalten hat – eine bemerkenswerte Nebenrolle.

Mister Rush, wie viele Bücher haben Sie in Ihrem Leben schon gestohlen?

Nur eines – und das ist schon eine ganze Weile her.

Wie lange? Und um welches Buch handelte es sich?

Es muss Anfang der Siebziger gewesen sein. Ich hatte es auf ein ziemlich seltenes Buch mit den fantastischen Songtexten von Cole Porter abgesehen, das ich mir damals aus der Bibliothek geliehen habe. Als ich es dann zu Hause hatte, dachte ich, ich müsse es unbedingt behalten, konnte es aber unmöglich bezahlen. Also brachte ich es einfach nicht zurück. Ich gestehe also: Ich bin der Typ, der damals in der Uni-Bibliothek von Brisbane den Cole-Porter-Band geklaut hat!

Würden Sie diese Geschichte auch erzählen, wenn es sich nicht um ein Buch, sondern zum Beispiel um einen Fernseher gehandelt hätte?

Wahrscheinlich nicht. (*Lacht*) Etwas zu klauen, durch das man verblödet – da käme ich mir gleich doppelt dämlich vor. Habe ich aber auch nie gemacht! Bei Büchern ist das ein wenig anders. Es ist eigentlich genauso falsch, aber komischerweise hat es da noch immer etwas leicht Ehrenhaftes und diesen Charme des Bildungsdurstes. Wobei: In meinem Fall ist das natürlich heuchlerisch. Ich kannte das Buch ja. Ich wollte es einfach nur besitzen.

In Ihrem neuen Film «Die Bücherdiebin» geht es um ein junges deutsches Mädchen, das während der Zeit des Nationalsozialismus Bücher stiehlt, um diese vor den Verbrennungen durch die Nazis zu retten.

Das ist natürlich etwas ganz anderes. Das Mädchen, Liesel, flüchtet sich vor den Schrecken des Krieges in die Welt der Bücher. Als ihr der Lesestoff ausgeht, beginnt sie, verbotene Bücher zu klauen. Das ist eine wunderbare Metapher, finde ich: Nur wer seinen Geist nicht aufgibt, der gibt sich selbst nicht auf. Umgekehrt gilt dann allerdings auch: Wer der Sprache und damit auch seines Geistes beraubt wird, der verliert einen Teil seiner Menschlichkeit.

Wir kennen aus Hollywood zahlreiche Kinofilme über den Holocaust – jedoch fast keine, die sich explizit an Kinder oder Jugendliche richten, obwohl Markus Zusaks «Bücherdiebin» nicht die einzige erfolgreiche Buchvorlage zu diesem Thema ist. Woran liegt das?

Ich glaube, es ist leichter, das Thema in Romanen, also in Worten, zu verarbeiten, als

«... und dann ist es nur eine einzige Rolle, die mit einem Mal alles verändert.»

es für eine jugendliche Zielgruppe auf die Leinwand zu bringen. Auch bei diesem Film ist das zugegebenermassen ein sehr gewagter Spagat. Man kann bei weitem nicht alles zeigen. Man darf aber auch nichts verschweigen oder gar verharmlosen. Unser Vorteil war, dass schon die Buchvorlage nicht nur mit fiktiven, sondern auch mit märchenhaften Elementen gearbeitet hat.

So ist beispielsweise der Erzähler aus dem Off kein Geringerer als der Tod.

Aber auf keine so düstere Weise, wie man vielleicht annehmen könnte. Wir glauben immer, dass der Tod uns jagen würde. In dieser Geschichte aber hat man das Gefühl, dass der Tod sich selbst davor fürchtet, zu uns kommen zu müssen. Ein Gedanke, der mir gefällt und der auch in den Kontext der damaligen Schrecken passt, für die ja nicht eine übernatürliche Macht, sondern die Menschen selbst verantwortlich waren.

Der Film wurde auf Ihr Drängen hin in Washington einer Gruppe von Holocaust-Überlebenden vorgeführt. Warum?

Weil wir auf die ersten Vorführungen auch einige kritische Reaktionen bekommen haben. Ich spiele in dem Film Liesels Pflegevater Hans, ein echter deutscher Durchschnittstyp und zugleich ein gutherziger Mensch, der Juden in seinem Keller versteckt. Viele Kritiker haben das nicht miteinander verbinden können und waren der Meinung, wir würden dadurch etwas verharmlosen oder die Deutschen zu gut wegkommen lassen. Unter den Holocaust-Überlebenden, denen ich den Film deshalb zeigen wollte, um ihre Meinung zu hören, waren dann fünf jüdische Herren, die damals noch Jugendliche waren und genau das Gleiche erlebt hatten: mutige Menschen, die ihnen bei sich zu Hause Schutz geboten hatten. Das gab es von Polen bis Norwegen – und eben auch in Deutschland.

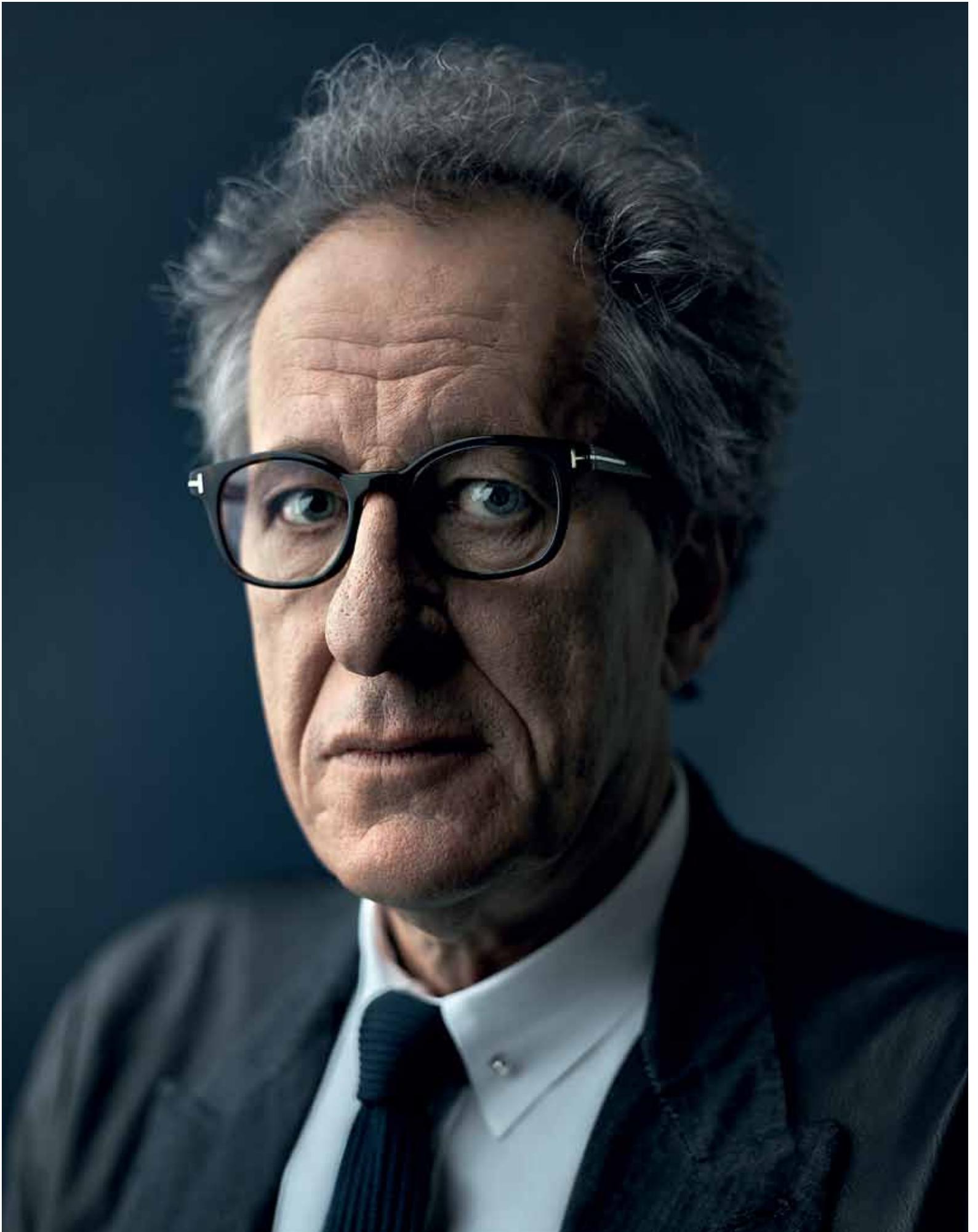
Welche Reaktionen haben Sie ausserdem bekommen?

In den USA sind viele Leute meines Alters mit all den britischen und amerikanischen Kriegsfilmern aufgewachsen, in denen die Deutschen meistens dem Stereotyp des psychopathischen Nazis entsprachen. Viele Leute haben aber bis hierhin fast nie einen Film darüber gesehen, wie sich diese fatale Ideologie langsam, aber sicher in einer typischen deutschen Kleinstadt ausbreiten konnte. Das hat sie zum Nachdenken angeregt, genau wie mich übrigens auch. Als ich das Drehbuch las, dachte ich: Genau das hätte überall zu jeder Zeit passieren können.

Der Film wurde grösstenteils in den Filmstudios Babelsberg bei Berlin gedreht. Ein Sehnsuchtsort für Sie, wie Sie kürzlich verraten haben. Weshalb?

Als ich mit Anfang zwanzig in Paris studiert habe, bin ich immer in bestimmte Arthouse-Kinos gegangen, um mir die alten Filme von Pabst, Billy Wilder oder Fritz Lang anzusehen. Damals träumte ich davon, einmal dorthin zu gehen, wo diese Herren all ihre Werke gedreht hatten. Und jetzt war ich also selbst da, um einen Film zu drehen. Verrückt. **Sie mussten für Ihre Rolle lernen, Akkordeon zu spielen. Und Sie haben sich für die Originalfassung des Films einen deutschen Akzent zulegen müssen. Welches von beiden war schwieriger?**

Gute Frage. Beides war nicht ganz leicht. Der Hans Hubermann, den ich spiele, ist zwar kein Virtuose am Akkordeon, aber er bringt doch viel Leichtigkeit mit. Diese



«*Mein Land hält mich für einen Schwächling*»: Charakterdarsteller Rush.

Nonchalance nach aussen muss man sich erst mal draufschaffen, während man in Wirklichkeit total konzentriert ist, die richtigen Töne zu treffen. Ein wenig Deutsch zu lernen, war aber auch nicht unbedingt einfacher. Sie können es doch beurteilen: Wie finden Sie das, was ich mir da zusammengereimt habe?

Um ehrlich zu sein: Das Deutsch der dreizehnjährigen Hauptdarstellerin Sophie Nélisse ist etwas überzeugender. Bei Ihnen mutet der Akzent manchmal wie das Kauderwelsch an, das ein in Amerika lebender Australier für Deutsch halten könnte.

So etwas habe ich befürchtet! (*Lacht*) Ich bin wirklich furchtbar mit Dialekten. Wir hatten am Set immer mehrere Sprachtrainer, die sofort eingriffen, wenn irgend etwas nicht stimmte. Bei mir gaben sie es dann irgendwann auf. Dass dies nach meiner Rolle des Logopäden in «The King's Speech» nicht einer gewissen Ironie entbehrt, muss ich zugeben.

Ihre Karriere zählt in Hollywood zu den aussergewöhnlichsten. Bis Sie 45 waren, kannte Sie in den USA praktisch niemand. Dann bekamen Sie 1997 für die Hauptrolle in Ihrem allerersten Kinofilm «Shine», in welchem Sie den schizophrenen Pianisten David Helfgott spielten, gleich den Oscar, den Golden Globe und den Bafta-Award – also das sogenannte Triple der wichtigsten Darstellerpreise.

Ich war ein Spätzünder, aber das war natürlich ein unglaublicher Start. Am Tag, als der Film in die Kinos kam, lief ich durch New York, und ein wildfremder Kerl mit Aktentasche hielt mich auf der Strasse am Arm fest, um mir zu der Rolle zu gratulieren. Ich war ziemlich irritiert. Bis dahin kannte man mich ja nur in Australien und von ein paar Theaterbühnen. Ich habe wahrscheinlich nicht mal «Danke» gesagt, so überrascht war ich. Dann nahm alles seinen Lauf. Zwei Wochen später sprach mich ein weiterer Fremder am Flughafen an und sagte: «Mister Rush, ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Auftritt in «Shine.»» Wiederum zwei Wochen später war ich erneut am Flughafen und dann schon so bekannt, dass sogar der Mann vom Putzdienst rief: «Hey, piano man!»

Und seither war Ihre Karriere praktisch ein Selbstläufer?

Irgendwie schon. Das ist verrückt: Da wartet man Jahrzehnte darauf, als Filmschauspieler den Durchbruch zu schaffen, und dann ist es nur eine einzige Rolle, die mit einem Mal alles verändert. Ich wollte aber trotzdem nicht den Fehler machen, daraufhin durch jede Tür zu laufen, die mir aufgehalten wurde. Eines der ersten Rollenangebote, das ich damals bekam, war «Liberace», eine Rolle, die vor einem Jahr

Geoffrey Rush

Der Schauspieler wurde 1951 in Queensland, Australien, geboren. Er studierte 1970 Theater an der University of Queensland, wo er gleichzeitig als Schauspieler entdeckt wurde. 1975 zog er für eine zweijährige Ausbildung nach Paris, um daraufhin während zwanzig Jahren auf verschiedenen Bühnen Australiens aufzutreten. Nach einigen Rollen in britischen TV-Serien gelang ihm der Durchbruch als Filmschauspieler 1996 mit dem Kinofilm «Shine». Rush erhielt mit dem Oscar, Bafta-Award und Golden Globe auf Anhieb die drei wichtigsten Darstellerpreise. Zu seinen bekanntesten Filmen zählen «Elizabeth», «Les Misérables» und «Shakespeare in Love» (alle 1998). 2000 spielte er den Marquis de Sade in «Quills», 2003 Captain Hector Barbarossa in «Fluch der Karibik».

Für die Rolle des Sprachtrainers von König Georg VI. im Film «The King's Speech» erhielt er 2011 seine insgesamt vierte Oscar-Nominierung als bester Nebendarsteller. Rush lebt in Melbourne und New York und tritt noch heute regelmässig am Broadway auf.

Michael Douglas grossartig gespielt hat. Das Drehbuch kursierte allerdings schon damals, und es war auch sehr verlockend für mich, aber ich habe abgelehnt, weil es wieder um einen Pianisten ging. Ich wollte mich nicht auf ein Rollenbild festlegen. Ich wollte nicht in diese Produktionsmaschinerie reinrutschen.

Sie haben zuvor fast dreissig Jahre Theater gespielt. Was war daran so verkehrt, dass Sie unbedingt zum Film wollten?



Grundsätzlich nichts. Ich liebe das Theater und habe dort viel gelernt. Trotzdem glaube ich, dass die meisten Theaterschauspieler immer auch die ganz grosse Bühne, also das Kino, reizt. Bei mir war es jedenfalls so. Ausserdem: Theater zu spielen, ist auf die Dauer körperlich wahnsinnig anstrengend und natürlich weitaus weniger gut bezahlt als jede Filmrolle. Ich hatte dann irgendwann eine Tochter und eine Familie. Es war also nicht ausschliesslich künstlerische Frustration, sondern auch eine ökonomische Frage.

Zu wie vielen Castings sind Sie gegangen?

An die 250 dürften es gewesen sein. In so vielen Jahren kommt ja einiges zusammen. Das meiste davon war sogar ziemlicher Mist, aber ich dachte mir: Eine erste Rolle, egal welche, und dann kommt der Stein schon ins Rollen. Doch nicht mal diese eine Rolle bekam ich.

Wie haben Sie sich die regelmässigen Absagen erklärt?

Erklärungen findet man in diesem Geschäft selten. Ich war oft verärgert, weil die verantwortlichen Studios und Regisseure mich und meine Arbeit nicht wollten. Aber egal, wie überzeugt man von sich ist – man macht sich irgendwann auch seine Gedanken über sich selbst und beginnt zu zweifeln. Bei mir gingen diese Zweifel so weit, dass ich oft über Wochen hinweg keinen Schlaf mehr finden konnte. Ich lag nachts da und dachte: «Was mache ich bloss falsch?» Um doch noch halbwegs zur Ruhe zu kommen, habe ich es mir am Ende einfach immer mit mei-

«Da strampelt man sich jahrelang ab – und dann liegt die Traumrolle plötzlich auf der Fussmatte.»

nem Gesicht erklärt, das ja nicht unbedingt für die grosse Leinwand geschaffen wurde, um es mal vorsichtig auszudrücken. Das klingt jetzt alles im Nachhinein ganz komisch und versöhnlich, aber das war damals über viele Jahre eine wirklich harte Zeit.

Sie sollen in den Neunzigern mehrfach Nervenzusammenbrüche erlitten haben. Hatte dies auch mit jenem Misserfolg zu tun?

Wahrscheinlich, ja. Das erste Mal erwischte es mich mitten in einem Stück von Oscar Wilde, das wir zu dem Zeitpunkt gerade in Sidney auf die Bühne brachten. Ich spielte, und von einem Augenblick auf den nächsten klappte ich plötzlich zusammen. Mir war, als würde ich plötzlich keine Luft mehr kriegen und als würde mir jemand permanent auf den Schädel schlagen. Ich ging nur noch von der Bühne und habe geheult. Klar, es hatte vor allem damit zu tun, dass ich einfach nicht da war, wo ich sein wollte, und der finanzielle Druck wurde immer grösser.



«Man kann bei weitem nicht alles zeigen»: Geoffrey Rush im aktuellen Film «Die Bücherdiebin».



«Hey, piano man!»: in «Shine», 1996.



«Wundervolle Rolle»: in «King's Speech», 2010.

Wie haben Sie die seelischen Probleme in den Griff bekommen?

Ich habe vieles ausprobiert. Yoga, transzendente Meditation, Verhaltenstherapeuten, sogar Medikamente. Das Klügste war jedoch, zwei Wochen nach meinem Zusammenbruch wieder auf die Bühne zu gehen. Man muss nach so etwas immer gleich wieder in den Sattel steigen, sonst rappelt man sich nie mehr auf. Und tatsächlich hat sich dann ja mit dieser einen Rolle in «Shine» auch noch alles zum Guten gewendet. Wenn ich heute manchmal an die Zeit zurückdenke, kommt es mir vor wie ein anderes Leben. Erst klappte gar nichts und dann einfach alles.

Stimmt es, dass das Drehbuch zu Ihrer Rolle in dem Oscar-prämierten Film «The King's Speech» eines Tages vor Ihrer Haustür gelegen hat?

Ja, das stimmt. Daran kann man gut sehen: Wenn es einmal läuft, dann läuft's. Als ich eines Morgens aus meinem Haus in Melbourne trat, um einkaufen zu gehen, lag da so ein herrenloses, braunes Paket auf meiner Fussmatte. Es stand nichts drauf, also war ich natürlich neugierig, wo es herkam. Als

ich es aufmachte, las ich zuerst den Brief darin, in dem es hiess: «Entschuldigen Sie, dass wir Sie auf diese Art belästigen und nicht den offiziellen Weg über Ihren Agenten wählen, aber wir möchten unbedingt sichergehen, dass Sie von der Existenz dieses Drehbuchs wissen. Es gibt darin nämlich eine wundervolle Rolle, die wir Ihnen gerne anbieten würden.»

Haben Sie das Drehbuch direkt gelesen?

Das hört sich jetzt fast erfunden an, aber ja, ich habe es sofort gelesen. Und was soll ich sagen? Die Leute hatten recht. Das ist schon seltsam: Da strampelt man sich jahrzehntelang ab, um an Rollen zu kommen und den Kopf über Wasser zu halten. Und dann liegen die Traumrollen plötzlich morgens auf der Fussmatte. Willkommen in Amerika. Willkommen in Hollywood. (Schüttelt den Kopf)

Sie wurden 2012 in Ihrer Heimat zum «Australier des Jahres» gewählt.

Ja. «Australier des Jahres» – wie das klingt! (Lacht) Es hört sich an, als ob ich irgendwo im Busch ein Monsterkrokodil bezwungen hätte.

Waren Sie überrascht?

Ich hätte kaum überraschter sein können. Solche Ehrungen gehen ja gewöhnlich nicht an irgendwelche dahergelaufenen Filmstars

wie mich, sondern an Leute, die wirklich etwas bewegen. Meine Vorgänger waren alle kluge Politiker, wohlthätige Unternehmer oder Professoren, welche die Medizin vorangebracht haben. Deshalb war mir zunächst ein wenig unwohl dabei. Es hiess dann in der Begründung, ich würde mein Land durch meine Erfolge als Schauspieler hervorragend repräsentieren. Das ist natürlich schön zu hören, keine Frage. Aber ich weiss nicht, ob sich wirklich die Mehrheit der Australier von einem wie mir vertreten sehen will.

Was spricht dagegen?

Ehrlich gesagt: Ich schätze, mein Land hält mich für einen Schwächling. Australien ist die Sportnation schlechthin. Wenn jemand in Australien keinen Sport treibt, dann glauben die Leute, dass irgendetwas mit ihm nicht stimmt. Und jetzt schauen Sie mich an! Sehe ich so aus, als hätte ich jemals Sport gemacht? Als Junge war ich zwar kein ganz schlechter Schwimmer, aber das war es dann auch schon. Ich kann ja nicht mal ein Auto fahren. Für mein Land bin ich eigentlich eine Schande.

Sie meinen, die Kommission hätte besser Ihren Kollegen Mel Gibson als Repräsentanten gewählt?

Ich wette, damit hätten sich in meiner Heimat mehr Menschen identifizieren können! Stimmt es, dass Sie beide auf der Schauspielschule mal ein Zimmer geteilt haben?

Ja, allerdings nur kurz, vielleicht vier oder fünf Monate. Das ist schon eine Ewigkeit her, und wir waren beide noch ziemlich jung. Ich hatte eine Nebenrolle in Becketts «Warten auf Godot» am Theater von Sidney, wo immerzu die Rede von einem hübschen, aufstrebenden Kerl namens Mel Gibson war. Mit diesem musste ich mir während der Proben dann zufällig auch noch das Zimmer teilen.

Keine gute Zeit?

Das will ich nicht sagen. Aber es ist schon komisch, wenn man mit einem Konkurrenten zusammenwohnt. Mel war viel bekannter und eigentlich schon längst auf dem Weg nach Hollywood, das war nicht unbedingt gut für meine Komplexe. Ausserdem sah er dreimal besser aus als ich, was leider nicht ganz unbedeutend war, da wir damals übrigens nicht nur um Rollen, sondern auch um dieselbe Frau konkurrierten.

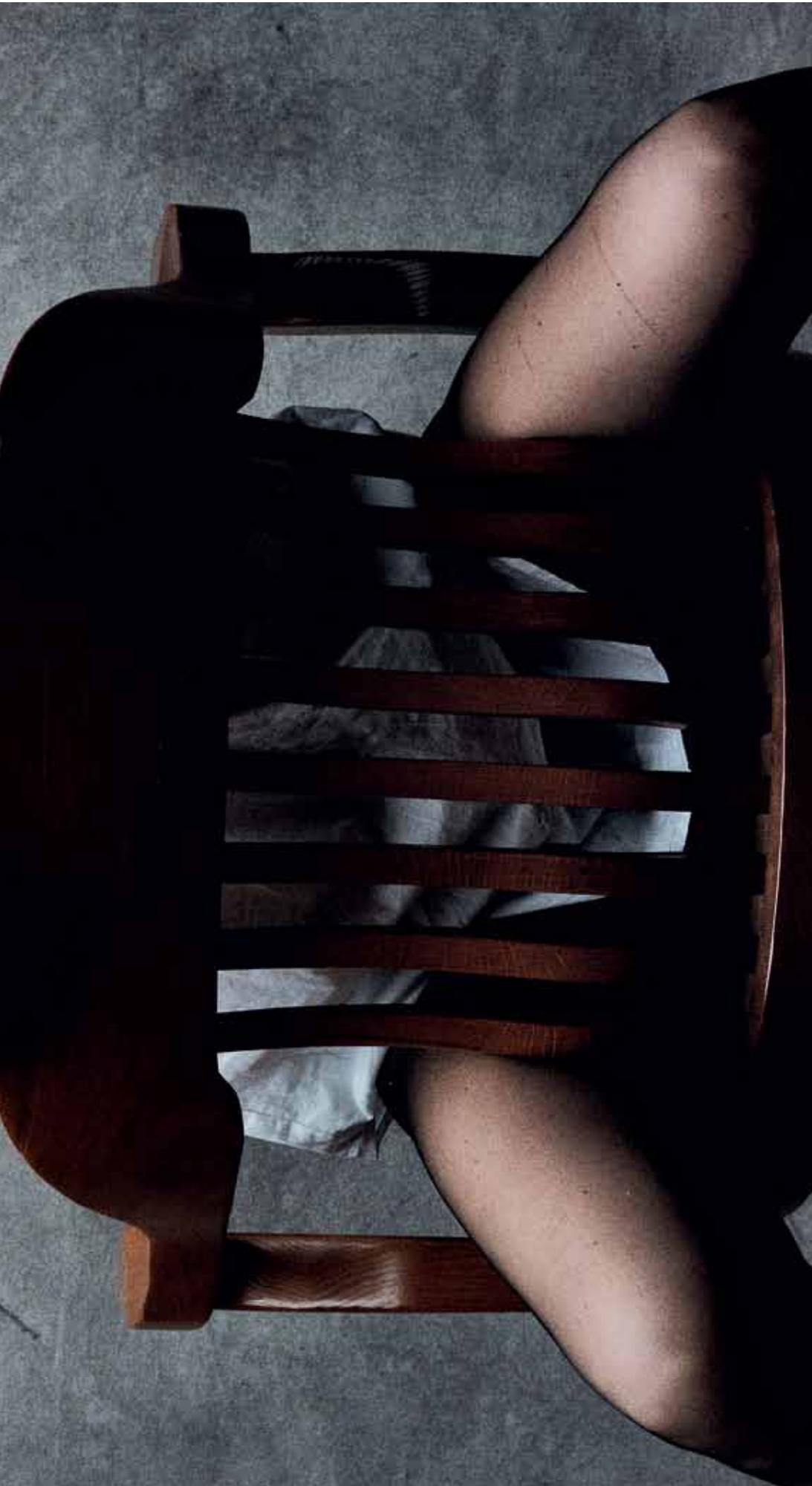
Die Rollen gingen an Gibson. Die Frau ebenfalls?

Nein, sie hat sich tatsächlich für mich entschieden. Kein Mensch weiss, warum.

«Die Bücherdiebin» läuft in den Schweizer Kinos.



Borderline-Hyäne: Schauspielerin und Sängerin Sophie Rois.



Öffentliche Geheimnisse

Von Daniele Muscionico

Sophie Rois, Schauspielerin, Sängerin. Sophie Rois, die Undurchdringliche. Seit Jahren Mitglied der leicht muffigen, total basisdemokratischen Veranstaltung namens Volksbühne von Frank Castorf in Berlin. Dort spielt sie im Fach einer Borderline-Hyäne, die auch ganz anders kann. Zum Beispiel in weisser Seidenbluse die dunkle Variante sein von Nicole Kidman in «Eyes Wide Shut».

Was für ein seltsames Zwischenwesen: Die Tochter eines Lebensmittelhändlers wurde in einem kleinen Dorf in Oberösterreich geboren. Viel zu eng für eine Rois. Sie bewarb sich nach der Schule in Wien am Max-Reinhardt-Seminar, zog nach Berlin, jobbte – und traf Anfang der neunziger Jahre auf Frank Castorf. Hassliebe auf den ersten Blick, eine *Amour fou* – zumindest auf der Bühne.

Frauen wie sie werden in Amerika «The Thinking Man's Sex Symbol» genannt. Früher waren sie in Filmen wie «All About Eve» oder «Sunset Boulevard» zu sehen, später hiessen sie Judy Davis oder Diane Keaton und spielten in Woody Allens Beziehungskomödien. Bei uns ist der Typus der talentierten Exzentrikerin so selten, dass man über jedes einzelne Exemplar dankbar sein muss. Sophie Rois, die Undurchdringliche, das öffentliche Geheimnis. Sie hat alle Preise bekommen, die man für eine ihres Kalibers bereithält. Anlässlich der Berlinale auch eine besonders bemerkenswerte Anstecknadel, verliehen von der Grande Nation. Sophie Rois trägt seit einem Monat den Titel eines Ritters im Orden für Kunst und Literatur für ihre Verdienste um den deutsch-französischen Film.

Die Ritterin rittlings auf einem Rappen, der auch ein Stuhl sein kann. Für Menschen ohne Fantasie. Jim Rakete hat Fantasie und die Rois so inszeniert. Reduziert auf das Wesentliche. Der Berliner Starfotograf wurde bekannt als Porträtist der Grossen der Musikszene, Jimi Hendrix oder David Bowie. Schlicht und einfach sollten seine Bilder sein, das war sein Motto, als er von 2009 bis 2011 für das Deutsche Filmmuseum Legenden, Macher und Talente des deutschsprachigen Kinos fotografierte. «Stand der Dinge» heisst die Arbeit. Mit Sophie Rois als diskret glühender Klimax.

«Stand der Dinge» von Jim Rakete im Foto Kunst Stadtforum, Innsbruck, bis 10. Mai

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene Maria (*Diogenes*)
- 2 (6) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)
- 3 (3) **Simon Beckett:** Der Hof (*Wunderlich*)
- 4 (2) **Frank Schätzing:** Breaking News (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 5 (4) **Graeme Simsion:** Das Rosie-Projekt (*Fischer Krüger*)
- 6 (7) **John Grisham:** Die Erbin (*Heyne*)
- 7 (5) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 8 (8) **Stefan Bachmann:** Die Seltsamen (*Diogenes*)
- 9 (–) **Nora Roberts:** Das Geheimnis der Wellen (*Diana*)
- 10 (10) **David Glattauer:** Die Wunderübung (*Zsolnay*)

Sachbücher

- 1 (1) **Wolfgang Koydl:** Die Besserköner (*Orell Füssli*)
- 2 (–) **Rhonda Byrne:** The Secret – Das Praxisbuch für jeden Tag (*Arkana*)
- 3 (4) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut*)
- 4 (2) **Roger Schawinski:** Wer bin ich? (*Kein & Aber*)
- 5 (5) **Michelle Halbheer:** Platzspitzbaby (*Wörterseh*)
- 6 (6) **Ulrich Kühne-Hellmessen:** WM 2014 – Brasilien, wir kommen! (*Weltbild*)
- 7 (9) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 8 (8) **Jacky Gehring:** Body Reset – Schnelle Küche (*Weltbild*)
- 9 (–) **Lars Mytting:** Der Mann und das Holz (*Insel*)
- 10 (10) **Christa Schmedes:** Cake-Pop-Set, m. Backform ... (*Gräfe und Unzer*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Hitler & Hoeness

Interessante Beobachtung in der Tagespresse: Uli Hoeness muss in derselben Haftanstalt einsitzen wie Adolf Hitler in den 1920er Jahren, in Landsberg am Lech. Hitler versuchte die Republik wegzuputzen und musste am Ende neun Monate im bayrischen Gefängnis verbringen. Es reichte, um «Mein Kampf» zu schreiben. Uli Hoeness zerstörte die Republik nicht, er lieferte ihr im Lauf seiner Karriere Dutzende Millionen an Steuergeldern ab, einen Teil der Forderungen des Staates behielt er für sich. Sein Landsberg-Mass: 42 Monate. Man hört schon die empörten Stimmen: Das könne man doch nicht vergleichen, die deutsche Justiz der 1920er Jahre sei keine vernünftige Messlatte. Nein, ist sie nicht. Aber könnte es nicht sein, dass künftige Generationen auch die Strafe gegen Hoeness nicht ebenso taxieren werden? (*gut*)

Literatur

«Intellektueller Kindergarten»

«Ich wünsche mir einen Berufsverband, kein pseudointellektuelles Politbüro.» Offener Brief an den Präsidenten des Verbandes Autorinnen und Autoren der Schweiz. *Von Claude Cueni*

Lieber Herr Urweider

Nein, lassen Sie die Rassismuskeule noch fünf Minuten im Besenschrank: Ich bin mit einer Ausländerin verheiratet, meine Schwiegertochter ist Ausländerin, und siebzig Prozent meiner Bekannten sind Ausländer. Die restlichen dreissig Prozent sind Schweizer und zur Hälfte mit Ausländerinnen verheiratet. Und wir wohnen alle nicht in abgelegenen Bergtälern.

Ich fühle mich in Südostasien genauso zu Hause wie in Berlin, London, Paris oder Rom. Ich bin Europäer und gegen einen EU-Beitritt. Ich pflege Freundschaften in der SP und Freundschaften in der SVP, weil ich an anderen Meinungen interessiert bin und Menschen mag.

Nun zur Sache. Sie behaupten in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger*: «Die Schweiz ist gegenüber dem intellektuellen Ausland kaum noch zu verteidigen.»

In den EU-Ländern leben zirka 500 Millionen Menschen. Diese hätten alle mit einer deutlichen Mehrheit die Initiative zur kontrollierten Einwanderung angenommen. Welche Intellektuellen meinen Sie also? Die vier handverlesenen *Spiegel*-Redaktoren und einige deutsche Autorenkollegen? Oder die vom Volk völlig losgelöste Polit-Elite in Brüssel?

War Leipzig die Wiege der Demokratie?

Das Funktionieren einer direkten Demokratie sollte uns mit Stolz erfüllen, unabhängig davon, ob das Ergebnis nach unserer Vorstellung ausfällt oder nicht. Oder war Leipzig die Wiege der Demokratie?

Auch ich habe zahlreiche Diskussionen mit meinen ausländischen Bekannten geführt. Der Tenor war: «Hätten wir bei uns einen Anteil von 25 Prozent Ausländern, wir hätten wohl Bürgerkrieg.»

Nicht so in der Schweiz. Aus einem einfachen Grund: Wir sind nach Luxemburg das aufnahmefreudigste und ausländerfreundlichste Land Europas! Ich weiss nicht, in welchen Zirkeln Sie verkehren, aber wenn Sie sich in der Welt umhören, geniesst die Schweiz nach wie vor höchstes Ansehen. Die Schweiz wird bewundert als das «Singapur Europas». Sie wird um ihre direkte Demokratie beneidet. Sie gilt als eines der attraktivsten Länder der Welt. Was sich eben auch in einem Ausländeranteil von 25 Prozent niederschlägt (in Deutschland liegt er übrigens bei 8 Prozent).

Diese ganze Empörung und die medial inszenierten «Ich schäme mich!»-Selfies halte

ich deshalb für wenig fundiert, sondern eher für emotional und opportunistisch: intellektueller Kindergarten.

Die Welt ist nicht einfach schwarz und weiss. Wer Ihre Meinung nicht teilt, ist kein Rassist oder Ausländerhasser. Er ist einfach anderer Meinung. *So what?*

Die Menschen, die für oder gegen die Initiative gestimmt haben, lassen sich nicht in Rechts- und Linkspopulisten einteilen, es gibt nicht die Guten und die Bösen. Es gibt nur unterschiedliche Interessen! Das Sein bestimmt das Bewusstsein (Marx). Deshalb ist es kein Widerspruch, wenn ein Grüner im Tessin für die Initiative und ein grüner Student in Genf gegen die Initiative gestimmt hat, ein Gastwirt weiterhin billige Fremdarbeiter wollte, während der Angestellte in der Vorortsgemeinde weniger Stau auf dem Weg zur Arbeit wünschte.

Es ging nicht um Ideologie (und schon gar nicht um Rassismus), sondern um Eigeninteressen. Der Nutzen ist das Mark aller menschlichen Handlungen (Spinoza). Es gibt also keinen Grund, die eine oder andere Seite reflexartig zu diffamieren. Auf die Frage, ob es innerhalb des Autorenverbands Kritik gab an Ihrer peinlichen Button-Aktion während der Buchmesse, antworten Sie mit einem knappen: «Nein.»

Also hundert Prozent Zustimmung? Das erinnert unfreiwillig an Abstimmungen in undemokratischen Staaten. Aber auch hier erfahren wir nur die halbe Wahrheit. Hinter vorgehaltener Hand sind mindestens ein Drittel Ihrer Autorinnen und Autoren ganz anderer Meinung, aber sie getrauen sich nicht, diese öffentlich zu artikulieren. Sie haben Angst vor dem medialen Liebesentzug.

Als 2006 Oskar Freysinger die Aufnahme in den Verein beantragte, wurde diese abgelehnt. Auch hier teilte ungefähr ein Drittel der Auto-



Opportunistisch: Button-Aktion.



«Der Gruppendruck ist gross»: ADS-Präsident Urweider.

rinnen und Autoren die Meinung, wonach Meinungsfreiheit generell für jeden gelten muss, unabhängig davon, ob er sich nun eher links oder eher rechts positioniert. Ich kenne Freysinger nicht, ich kenne seine Bücher nicht, aber ich bin der Meinung, wenn jemand Bücher publiziert, gehört er aufgenommen, schliesslich gibt es nur einen einzigen nationalen Verein, und der wird mit Steuergeldern subventioniert. Ich bin damals, 2006, aus dem Verband ausgestreuen, nicht aus Protest, eher aus Langeweile, vielleicht auch, weil ich mir einen Berufsverband wünschte und kein pseudointellektuelles Politbüro.

Viele Autorinnen und Autoren setzen sich lieber für die Meinungsfreiheit in Osteuropa ein als für die Meinungsfreiheit im eigenen Verein. Der Gruppendruck ist gross. Seit Jahrtausenden ist das Ausgestossenwerden die härteste Strafe, die ein Stamm aussprechen kann. Früher musste der Verurteilte das Dorf verlassen und musste allein in die Wildnis hinaus, was den sicheren Tod bedeutete. Deshalb – und nur deshalb – gibt es in Ihrem Verband keine Gegenstimmen. Und das soll die intellektuelle Elite des Landes sein?

Die Freimaurerlogen des 18. und 19. Jahrhunderts waren ursprünglich republikanische Debattierklubs, die unter Wahrung der Ano-

nymität unkonventionelle Gesellschaftsreformen andenken konnten, die man in der Öffentlichkeit (noch nicht) diskutieren durfte. Sie waren die treibende Kraft für Aufklärung und Revolution. Wer den freien Meinungsaustausch unterbindet, verliert das Korrektiv. Das

«Wer Ihre Meinung nicht teilt,
ist einfach anderer Meinung.
So what?»

führt sowohl in der Ehe als auch im öffentlichen Leben ins Desaster. Man hebt ab und verirrt sich in abstrusen Theorien.

Ich wünsche Ihnen und dem Verband mehr Lockerheit, Humor, mehr Toleranz im Umgang mit Andersdenkenden, Diskussionen, die auf fundamentalen Daten basieren, und die Fähigkeit, sich nicht immer so ernst zu nehmen.

Und wer weiss, vielleicht kommen Sie nach einem Vergleich der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Parameter aller EU-Länder doch noch zum Schluss, dass man die Schweiz auch als Intellektueller sehr wohl verteidigen kann.

Claude Cuéni ist Schriftsteller. Am 8. Mai erscheint sein neuer Roman «Script Avenue», Wörterseh-Verlag. 640 Seiten. www.cueni.ch

Jazz

Der dynamische Monsieur Vallon

Von Peter Rüedi

Colin Vallon, 1980 in Lausanne geboren und unter den vielen erstaunlichen jüngeren Schweizer Jazzpianisten zurzeit einer der eigenwilligsten, hat eine Vorliebe (und eine Begabung) für das Einfache und für die Emphase. Das scheint ein Widerspruch in sich. In Wahrheit aber sind es nur zwei Seiten einer in sich schlüssigen Klavierkunst, zwei Pole einer auf Spannung angelegten Dramaturgie. Vallon (und sein langjähriger Partner Patrice Moret am Bass, am diskreten, volatilen Schlagzeug neuerdings Julian Sartorius) ist ein grosser Melodiker. Dass er gern mit Sängerinnen zusammenarbeitet, allen voran der albanischen Schweizerin (oder schweizerischen Albanerin) Elina Duni, ist nur naheliegend oder folgerichtig. Vallon liebt die melodiosen Linien vermeintlich naiver Folklore, aber er denkt gern in Klangräumen. Die haben durchaus auch etwas Statisch-Architektonisches.

Er sieht keinen Anlass, in ihnen *action* zu veranstalten. Er baut sie, gelegentlich auf einem Akkord, mit Umsicht auf, türmt sie aus dem Nichts oder einem Pianopianissimo zu brausenden Klangstürmen. Ein Skeptiker mag sagen: Er pumpt sie auf. Dabei geht es vielmehr um einen organischen Vorgang, um energetische Auf- und Entladungen. Da denn der Titel seiner jüngsten CD («Le Vent») es nahelegt: Mich erinnert das an Gottfried Kellers berühmtes erstes «Waldlied», seine Ode an den Eichenwald, dieses grosse Crescendo der deutschen Naturlyrik: «Also streicht die alte Geige Pan der Alte laut und leise.» Vallon ist ein Dynamiker, dessen Ballungen aus minimalen lyrischen Ansätzen zu chorischen oder orchestralen Hallräumen beklemmen könnten, würden sie nicht wieder zurückfluten in die Stille. Raum für solistische Exhibitionen bleibt da wenig. Das Trio ist geschlossen, eine Einheit, ein ungemein kompakter Organismus. «Ein Trio», schrieb vor Jahren der verstorbene grosse Konrad Heidkamp in der *Zeit*, «das von Brad Mehldau die Poesie und von Esbjörn Svensson die Dynamik entliehen hat.» Solche Vergleiche verbieten sich inzwischen. Vallon ist Vallon, basta.



Colin Vallon (Patrice Moret, Julian Sartorius): Le Vent. ECM 2347 376 2782

Stradivari auf der Spur

Seit über dreissig Jahren forscht der Zürcher Geigenbauer Paul Reichlin mit seiner Frau Barbara über Zusammensetzung und Anwendung des legendären Lacks, den Stradivari und andere grosse Geigenbauer benutzten und den bisher niemand rekonstruieren konnte. *Von Hanspeter Born und Lukas Lienhard (Bilder)*

Die hohe Zeit des Geigenbaus war das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die klanglich und ästhetisch hervorragendsten Instrumente entstanden in den Werkstätten der Cremonenser Dynastien der Amati, Stradivari und Guarneri. Nach 1750 starben die letzten grossen *liutai* – Geigen-, ursprünglich Lautenbauer – der Stadt aus. Die Kunst, traumhaft tönende und das Auge bezaubernde Streichinstrumente zu bauen, verfiel rapide.

Bereits früh im 19. Jahrhundert begann die Suche nach dem Geheimnis der legendären Cremonenser Kunsthandwerker. Struktur und Herstellungsweise der wohlklingenden Stradivaris und Guarneris wurden untersucht, in alten Dokumenten wurde nach Hinweisen auf deren Machart geforscht, chemische Analysen wurden durchgeführt. Vor allem ein Geheimnis versuchte die Fachwelt zu knacken: das des Lacks. Der Lacküberzug mit seiner Transparenz erweckt die Jahresringe des im Geigenbau verwendeten Fichtenholzes zu neuem Leben. Die leuchtenden Farben der Geigen verändern sich je nach Lichteinfall und Tageszeit.

Legionen von Geigenbauern haben bis heute mit den verschiedensten Lackrezepten und zum Teil abenteuerlichen Ingredienzen wie Bernstein, Drachenblut, Mastix oder Weihrauch experimentiert, um einen Lack zu produzieren, der es mit dem einer Stradivari aufnehmen kann. Allerdings existieren bloss wenige speziell für die Lackierung von Saiteninstrumenten bestimmte Rezepte aus der Zeit Stradivaris, und keines von ihnen stammt aus Cremona selber. Man ist auf Hypothesen angewiesen.

Mythos des «unwissbaren Geheimnisses»

In die Hunderte gehen die Abhandlungen von Chemikern, Geigenbauern, Historikern und sonstigen Fachleuten über die Zusammensetzung des Cremonenser Lacks. Darunter gab es natürlich auch Wichtigtuer und Scharlatane. Alle paar Jahre erschallt der Ruf «Eureka!», und jemand behauptet, das Geheimnis gelüftet zu haben. Unweigerlich wird die jeweilige neue Theorie von andern Experten zerzaust. Das Scheitern unzähliger Forschungsbemühungen hat sogar den Mythos des «unwissbaren Geheimnisses» hervorgerufen.

Am 15. Januar 2014 ist beim Eidgenössischen Institut für Geistiges Eigentum (IGE) ein Patentantrag für ein «Verfahren zur Herstellung eines Lacks für Holzinstrumente» eingereicht worden. Drei Wochen vorher hatte derselbe

Zürcher Patentanwalt, Josef Felber, ein Gesuch zum Schutz der Marke «Stradivari-Lack» gestellt. Die Erfinder oder Entdecker, in deren Namen die Gesuche verfasst wurden, sind Paul J. und Barbara Reichlin aus Samstagern im Kanton Zürich. Wer sind diese Leute, die behaupten, ein Verfahren entwickelt zu haben, um dessen Entschlüsselung Geigenbauer und Wissenschaftler zwei Jahrhunderte lang vergeblich gerungen haben? Kann doch nicht wahr sein, denkt sich der Laie.

In ihrem mit prachtvollen alten Instrumenten bestückten Atelier mit direktem Blick auf den kleinen Hüttnersee und das umliegende Naturschutzgebiet gibt das Ehepaar Reichlin dem Laien Auskunft. Im anliegenden alten Haus ist Paul Reichlin vor 76 Jahren als Sohn eines tüchtigen, «einfachen» Schreiners aufgewachsen. Im Elternhaus hörte man keine «klassische» Musik, aber der Vater war ein «vergifteter» Sänger und Mitglied im Männerchor. Der kleine Paul ging gerne in den Gesangsunterricht – «Ich ha gern gsunge, im Singe immer äs Sächsi gha» – und weil sein älterer Bruder Geige spielte, tat er dies dann auch.

Während der Schreinerlehre, in der er im Monat gerade fünf Franken verdiente, fuhr Paul mit dem Velo nach Wädenswil hinunter zum Geigenunterricht bei einer hervorragenden jungen Lehrerin. «Ich war in meinem

Leben immer bescheiden, aber im Alter kann ich es sagen: Von der Begabung her hätte ich vermutlich eine musikalische Laufbahn einschlagen können, wenn ich gefördert worden wäre. Rückblickend gesehen, kann ich sagen: *I bi ganz ä guete Giigebauer worde.»*

Der erotische Charakter der Geige

Wie erfolgte der Schritt vom Schreiner zum Geigenbauer? Da war die Begeisterung fürs Holz, die Freude an der Musik und noch etwas: «Die Geige, das Streichinstrument, hat einen erotischen Charakter, und ich glaube, dass mich auch die Formen der Geige ästhetisch sehr angesprochen haben.» Paul ging nach Abschluss der Schreinerlehre – «mit grandiosen Noten» – mit neunzehn Jahren an die Geigenbauschule in Brienz. Als Schreiner konnte er natürlich mehr als seine Mitschüler. Nach zwei Jahren glaubte er, er habe genug gelernt, man könne ihm nichts mehr beibringen, und er machte den Lehrabschluss. Er erfuhr, dass bei der berühmten Familienfirma Dolmetsch, die in Haslemere an der britischen Südküste alte Instrumente wie Cembali, Gamben und Blockflöten herstellte, eine Stelle frei war. Mit seinen bescheidenen Englischkenntnissen wurde der 21-Jährige ins tiefe Wasser geworfen – sein auf Saiten spezialisierter Vorgesetzter Carley kannte ein Wort Deutsch: «Bleistift». Es gab in Haslemere das jährliche Dolmetsch-Festival für alte Musik, an dem der junge Schweizer mitspielen und mittanzen durfte: «Das isch ganz ä luschtigi Sach gsi.» Er konnte bei Dolmetsch viel selbständig machen, baute Renaissanceinstrumente wie Gamben, auch eine irische Harfe.

Nach achtzehn Monaten bei Dolmetsch trat Reichlin eine Stelle als Geigenbauer bei der Londoner Firma D.M. Kessler an. England war nach dem Krieg das beste Instrumentenbauer-

Legionen von Geigenbauern haben mit Bernstein, Drachenblut, Mastix und Weihrauch experimentiert.

land der Welt, mit vielen alteingesessenen berühmten Firmen, aber auch mit herausragenden Orchestern und Musikern: «Im Unterhalt und in der Reparatur von alten Musikinstrumenten waren die Engländer einsame Spitze.» Reichlin verdiente bei Kessler sehr wenig – 9 *pound 7 shillings and 6 pence* Wochenlohn –, aber die Zeit in London war, so denkt er heute, ein grosser Glücksfall in seinem Leben. Kessler



«Musik ist das Wichtigste»: Reichlin-Geigen.



«Das waren ja nicht alles Tubeli»: Geigenbauer Reichlin in seinem Atelier.

hatte die beste Kundschaft, darunter berühmte Leute wie das Amadeus-Quartett, die Cellistin Zara Nelsova oder Jacqueline du Pré, die alle wunderbare alte Instrumente hatten, die «heute gar niemand mehr vermag». Jacqueline du Pré hatte ein ganz schönes Stradivari-Cello im Wert von etwa 2 Millionen Pfund (umgerechnet damals 24 Millionen Franken), das sie von einem Sponsor geschenkt erhalten hatte und das von Reichlin gewartet wurde: «Ich musste das Griffbrett abrichten oder, wenn es etwas zu leimen gab, dies tun oder vielleicht mal einen neuen Steg anbringen, eben alles, was bei einem viel gebrauchten Instrument zu machen ist.»

Mr Kessler pflegte den Umgang mit den Musikern, Reichlin pflegte die Instrumente: «Es war sagenhaft. Ich lernte dort wahnsinnig viel und war auch fähig, es zu lernen.» Handwerksberufe, so meint Reichlin, hätten wenig mit dem Studium von Literatur oder intellektuellen Theorien zu tun. Er erinnert an die siebenjährige Walz, auf welche die Handwerker früher zwingend gehen mussten, damit sie zu Hause überhaupt auf ihrem Beruf arbeiten durften. Sein autoritärer Chef in London hat Reichlin immer gezeigt, wie er es machen musste, und er liess nichts durch, das nicht

piekfein war. «Einen Haufen Sachen kann man als Geigenbauer nur lernen, wenn man sehr gute alte Instrumente auseinandergenommen hat, wenn man alles ganz genau nachmisst und nachschaut. Das Wichtige ist aber nicht das Nachmessen, sondern dass man herausfindet, wieso der Geigenbauer es so gemacht hat, seine tiefere Absicht ergründet. Die jungen Berufsleute kommen manchmal zu mir und sagen: «Das ist dann schön gemacht, so *chlini Hübeli*, alles wunderbar.» Aber Geigenbau besteht auch noch aus etwas ganz anderem. Das Handwerk ist eigentlich nur Mittel zum Zweck. Die Musik ist das Wichtigste.»

Noch bevor Paul Reichlin nach England ging, hatte er bei einer privaten Maturfeier in der «Fischerstube» am Zürichsee die musikbegeisterte Barbara kennengelernt, die Blockflöte, Cello und vor allem ausgezeichnet Klavier spielte, in verschiedenen jungen Ensembles mitwirkte und ein Musikstudium anstrebte. «Si isch uu herzig gsi, ich bi grad uf si abfahre», erinnert er sich, «ha aber natürlich nöd gwüsst, dass si o ä chli uf mich abfahren isch.» Man heiratete, und Barbara zog zu Paul nach Nordostlondon, wo ihr Ältester, Daniel, zur Welt kam (später gefolgt von zwei Töchtern). Das Leben ging vor

sich hin, man hatte zwar wenig Geld – konnte sich die Busfahrt ins Stadtzentrum (2 Shilling 6 Pence) nur einmal pro Woche leisten – aber es war eine glückliche Zeit. Bei Kessler traf Reichlin die italienische Geigenbauerikone Simone Sacconi, der in den USA bei Wurlitzer arbeitete, einer Instrumentenfirma, die – heute undenkbar – unzählige der besten alten Geigen und Bögen in ihren Katalogen zum Kauf anbot. Sacconi war ein einfacher, netter, zugänglicher Mann, dessen grosses Hobby das Fischen war und der sein Leben lang nach den besten Praktiken des Geigenbaus suchte. Er verriet Reichlin sein persönliches Lackrezept.

Welches ist das beste Holz?

Zwischenfrage: Ist der Lack das einzige noch ungelöste Geheimnis im Geigenbau, oder gibt es auch andere umstrittene Fragen? Wie steht es beispielsweise mit dem Holz? «Das Holz ist enorm wichtig, und jeder Geigenbauer hat seine eigenen Theorien darüber, welches das beste ist. Auch ich habe ganz klare Vorstellungen. Beim Fichten- respektive Rottannenholz habe ich es gerne, wenn die harten Jahrringe ziemlich hart sind, wenn man mit dem Nagel darüberfährt, wie bei diesem Holz hier aus dem



«Keine geheimen Zutaten.»

Bündnerland. Beim Ahornholz wählt man aus ästhetischen Gründen diese Flammen. Da habe ich aus ästhetischen und klanglichen Gründen gerne feinjähriges, seidenes Holz, das ich vor allem mit Spüren auswähle. Es ist unglaublich, was man im Leben für ein Feeling entwickeln kann, das viel ausgeprägter ist als bei den meisten Menschen. Wenn ich ein Instrument in die Hand nehme, weiss ich schon sehr viel darüber, auch wie es klingen kann. Die Wissenschaft hat übrigens nachgewiesen, dass Fichte und Ahorn die besten Hölzer sind. Ich sah einmal in Trossingen eine ausgegrabene Wikingerleier aus dem 6. Jahrhundert, die aus Ahorn war, mit einer bloss einen Millimeter dicken Decke, die aber in der Mitte, wo es Schalllöcher hat, sieben Millimeter dick war. Die Geige ist eigentlich

«Wenn du eine echte Stradivari in den Händen hältst, erkennst du sofort ihre Charakteristik.»

nichts Neues, sie hat Vorgänger, die nach den gleichen Prinzipien gebaut waren. Wir hatten einmal ein Projekt mit alten griechischen Instrumenten. Ich schaute mir auch eine pharaonische Harfe an und mass sie aus. Früher misstraute ich der Tradition, aber heute glaube ich, dass in vielen Traditionen ein wahrer Kern liegt. Es gibt einen Grund, wieso man Trüffel gut findet oder einem 30 000-jährige Höhlenmalereien gefallen.»

Es kam für die Reichlins dann die abrupte Rückkehr in die Schweiz. Pauls Mutter war von einer Leiter gefallen und danach querschnittgelähmt, ein Schlag, der den Vater fast «umhautete». So zogen sie zurück nach Samstagern, wo Barbara die Mutter pflegte und wo sie ein eige-



«Die Kunst des Lackierens.»

nes Atelier eröffneten. Bei Kessler hatte Paul neue Gamben gebaut und spezialisierte sich nun auch in der Schweiz auf dieses alte Instrument. Er hatte schon damals einen guten Namen – «Ich weiss eigentlich nicht warum» –, hatte von Kessler her ein gutes Beziehungsnetz und erhielt schon früh immer viele Aufträge für neue Instrumente, hauptsächlich aus Japan, Amerika und Australien. «Ganz bekannte Leute wurden meine Kunden, wie Jordi Savall, meiner Meinung nach der beste Gambist der neueren Zeit – er lebt noch. Für ihn baute ich neue Gamben. Er und seine Frau, eine mittlerweile verstorbene Sängerin, gaben manchmal in unserem Atelier Konzerte. Eines Morgens um 7 Uhr läutete bei uns ein Mann, der ein Plänlein in der Hand hielt. Er stand mit Frau und Tochter vor der Tür und fragte: «Paul Reichlin? Ist das richtig?» Er wollte für die Tochter eine Gambe bestellen, war extra aus Amerika hergereist und direkt vom Flughafen zu uns gekommen. Wir hatten viele lustige Erlebnisse.» Elias Canetti war ebenfalls Kunde. Seine Frau, eine ganz nette Frau, hatte bei den Reichlins eine Gambe gemietet, und er kam mehrmals vorbei: «Er war ein ganz normaler Mensch, der uns von seinem Leben auf dem Balkan erzählte, Dinge, die wir später auch in einem Interview mit ihm nachlesen konnten. Ein Mann mit Ausstrahlung, aber überhaupt nicht eingebildet.» Einmal erschien auch die bekannte Appenzeller Ländlerkapelle Alderbuebe, «würkli im beschte Chläid, und z Erschte, wo sie gsäit händ, wo si inecho sind: «Mir chönd dann kä Note läse.»» Die Musik, so Reichlin dezidiert, besteht nicht aus Noten.

«Im Geigenbau ist alles sehr emotional», meint er weiter, «wenn du ein echtes Stradivari-Instrument in den Händen hältst – Stradivari



«Du kennst jeden Millimeter genau.»

hatte logischerweise ja auch seinen besonderen ausgeprägten Stil –, dann erkennst du sofort seine Charakteristik. Dies war auch bei unseren Kessler-Gamben der Fall, die wir genau so machen mussten, wie Kessler es wollte, und die man immer erkennen wird.» Bei Instrumenten sehe man beispielsweise immer sofort, ob sie von einem Rechts- oder Linkshänder gemacht worden seien. «Wenn ein Geigenbauer ein neues Instrument macht, *chnuschtischt du so lang am Züg ume*, du kennst jeden Millimeter genau, du hast alles extra gemacht, die Rundungen, die Ecken, genau so, wie du willst. Der eine hat es lieber stark gerundet, dass es eher weichere Konturen gibt wie bei den Amatis. Die Stradivaris, vor allem jene, die er im Alter gemacht hat, sind männlich, kräftig, aber ohne plump zu wirken. Alle machten es, wie es ihnen am besten gefiel. Das war jedenfalls bei den Guten so. Die Epigonen machten dann nach, was die besten Preise brachte – zu Stradivaris Zeiten waren die Amatis übrigens teurer als seine.»

Der kalte Schreck beim Lackieren

Paul Reichlin baute in seinem Atelier in Samstagern neue Instrumente, und die mussten natürlich lackiert werden. Wenn er die wunderschönen Lacküberzüge der alten italienischen und englischen Geigen und Gamben mit seinen eigenen Lackkünsten und mit denjenigen moderner Instrumente verglich, überfiel ihn «jedes Mal ein kalter Schreck».

In der Brienzer Geigenbauschule war erstens der Lackunterricht «ganz schlecht» gewesen, und zweitens suchten alle nach den besten Rezepten, die jedoch immer unbefriedigend blieben. Es durfte doch nicht sein, dachte Reichlin, dass die alten italienischen, englischen, französischen und deutschen Geigenbauer ihre Inst-

strumente wunderschön lackieren konnten und wir dies heute vergeblich versuchen. Schon in London hatte Paul Reichlin zusammen mit einem guten Freund, Friedemann Hellwig, Lackversuche unternommen. Hellwig erinnert sich: «Ja, wir hatten damals bei mir im Zimmer gebastelt und taten, was man nicht tun darf. Wir erwärmten den Lack in einer Flasche. Es lief dann alles heraus, und die Wand fing Feuer.»

Jetzt – das war 1978 – wollte er der Sache wirklich auf den Grund gehen. Er las sämtliche Literatur über alte Lackrezepte und Zubereitungen, häufte eine ganze Bibliothek zum Thema an. Er verbrachte Tausende von Stunden mit Experimentieren, bestrich Hunderte von weissen Geigen mit und ohne Grundierung. Er diskutierte mit Dutzenden von Restauratoren und vielen Geigenbauerkollegen. Viele wähten, sie hätten das Geheimnis gefunden. Es gab auch immer wieder abstruse Theorien. Beispielsweise fand man in einem Instrument Russ, und dann glaubte man, Russ gehöre zum Rezept.

«Als wir in die Schweiz zurückkamen», berichtet Paul, «gab es in Basel einen Geigenbauer namens Fritz Baumgartner, der einen Zirkel gegründet hatte, der Instrumente begutachtete, Atteste abgab und Bücher veröffentlichte. Baumgartner glaubte, dass man über Lack, wenn man ihn im ultravioletten Licht anschaut, in dem er sich reflektiert und aufspaltet, viel lernen kann.» Die Methode wurde auch krimina-

listisch gebraucht, war von der Zürcher Stadtpolizei entwickelt worden. «Grob gesagt, wenn man ein Instrument unter UV-Licht anschaut, sieht der Fachmann schnell, ob es vor 1800 gemacht wurde. Baumgartner glaubte, dass man anhand des Bilds unter der UV-Lampe die Instrumente jedem einzelnen italienischen Geigenbauer zuschreiben könne, weil jeder eine etwas andere Farbe benutzte. Rückblickend weiss man, dass Baumgartner sich getäuscht hatte. Mit der UV-Lampe kann man nachweisen, dass ein Instrument alt ist, auch dass es italienisch

«Stradivari war ein begabter Geigenbauer und Geschäftsmann – er hatte kein Geheimnis.»

ist, aber einem einzelnen Geigenbauer kann man es nicht zuschreiben.»

Reichlin sagt, es werde ja immer vom «Geheimnis» des Lacks geredet. Aber Stradivari habe kein Geheimnis gehabt: «Er war ein begabter Geigenbauer, ein guter Geschäftsmann und machte wie Picasso bis ins hohe Alter *das Züg.*» Es gebe viele Interpretationen über die Zusammensetzung des alten Lacks, so auch die, dass man ihn fertig bei den Apothekern gekauft habe. «Wir glauben das nicht, weil der ganze Aufbau des Lacks kompliziert ist. In den alten Beschreibungen wird unterschieden zwischen

Lack und Firnis (Überzugslack). Im Firnis hatte es immer Harz, das glänzend, durchsichtig und farblos war, aber das eigentliche Lackrezept der alten Italiener hat man nicht gefunden. Die Farbe kommt vom Lack selber. Bis heute werden alle Instrumente mit gefärbtem Lack gemacht. Ein Problem der modernen Geigenbauer ist, dass das Holz zu weiss ist. Es scheint mir, dass dunkle, gebrauchte Sachen den Menschen immer besonders angesprochen haben. Dies war vermutlich schon bei den alten Griechen und Ägyptern der Fall. Man behauptet, die dunkle Farbe komme vom Alter. Ich habe das immer angezweifelt. In modernen Geigenbau-schulen wie derjenigen in Mittenwald, Deutschland, legt man die Instrumente ein halbes Jahr oder ein Jahr an die Sonne, um sie schön braun werden zu lassen. Man sagt dann auch, in Italien sei die Sonne noch viel stärker und darum würden die Instrumente viel schneller braun. Ich würde behaupten, dass es dreissig Jahre braucht, bis ein Instrumente an der Sonne ganz schön braun wird.» Man habe das Holz wegen der Wärme an die Sonne gelegt. Ein Feuer tat den Dienst genauso.

Nach langem, erfolglosem Experimentieren machten Paul und Barbara Reichlin einen grossen Schritt vorwärts, als sie sich der Kaseintechnik zuwandten. Bevor die moderne Ölfarbe sich durchsetzte, malte man im Mittelalter auf Holz mit Temperafarben, bei denen eine Wasser-Öl-



FLUSSREISEN
IN IHRER
SCHÖNSTEN
FORM.

Modernste Schiffe
Grosse Kabinen mit Balkon



REISEFEST
Eröffnung Reisezentrum
in Windisch am 28./29. März.
Details unter www.rivage-flussreisen.ch

8 Tage, ab CHF 1770.- pro Person, auf der MS AMADEUS ELEGANT

RIVERBOAT JAZZ FESTIVAL

Passau – Budapest – Passau

Schnellbucher:
bis 20%
Rabatt

Pluspunkte

Erstklassiger Jazz und Blues. Klassisch elegantes Schiff.
Vorzügliche Küche.

- 1. Tag: Anreise nach Passau.
- 2. Tag: Melk – Esztergom.
- 3. Tag: Esztergom – Budapest.
- 4. Tag: Budapest.
- 5. Tag: Bratislava – Wien.
- 6. Tag: Wien.
- 7. Tag: Dürnstein – Passau.
- 8. Tag: Passau.

Ihr Flussschiff

Amadeus Elegant, mehr Informationen auf Anfrage.

Preise pro Person (2-Bett-Kabinen) in CHF

Kabinen		Katalogpreis	Schnellbucher
HD: Hauptdeck hinten	15 m ²	2210.-	1770.-
MD: Mitteldeck franz. Balkon	15 m ²	2985.-	2590.-
OD: Oberdeck franz. Balkon	15 m ²	3310.-	2850.-

HD: Hauptdeck, MD: Mitteldeck, OD: Oberdeck

Zuschläge

- Ausflugspaket mit 7 Ausflügen (*) CHF 270.-
- Premium-Paket CHF 295.-
- Schlosskonzert Schönbrunn, Kat. B CHF 80.-
- Annullations- und Reisezwischenfallversicherung CHF 60.-
- Auftragspauschale CHF 20.- (max.40.-)

Leistungen

- An-/Rückreise im EUROBUS Comfort-Bus
- 7 Übernachtungen in der gebuchten Kabine
- Vollpension an Bord (Kaffee/Tee zu den Mahlzeiten)
- Jazzkonzerte an Bord
- Ein-/Ausgangs- und Hafengebühren

Reisedaten

07.09. – 14.09.2014

Einsteigeorte

Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Ruswil , St. Gallen, Windisch , Winterthur, Zürich 

Webcode: dljazz

Flussreisen
vom Spezialisten.

056 461 64 64 oder
www.rivage-flussreisen.ch





«Si isch uu herzig gsi»: Barbara und Paul Reichlin.

Emulsion als Bindemittel diente. Cremona war im 15. und 16. Jahrhundert berühmt für die mit Tempera gemachten prächtigen farbigen und dunklen Intarsien. Wenn Maler und Schreiner Kaseintempera brauchten, wieso nicht auch die ebenfalls mit Holz arbeitenden Geigenbauer?

«Wir trugen also das Kasein auf weisses Holz und neue Geigen auf, aber es sah nie so aus, wie es sollte. Man musste ja auch das Holz grundieren. Weil die alten Geigenbauer Kasein im Lack brauchten, dachten wir, brauchten sie Kasein wohl auch zum Grundieren. Unsere Experimente waren «aufwendig wie verrückt, und es hat nie funktioniert.» Am Schluss war Reichlins Psyche am Boden, er hatte «äs richtiges Trauma. Ich ha dänn lang nüt me gmacht dra, ich ha äifach nüme möge.»

Nach der Grundierung mit Kasein blieb das Holz weiter hell, wurde gar noch heller. Nun konnte man in den alten Rezepten lesen, dass man es jeweils mit Salpetersäure beizte. Wenn man aber heute einem Geigenbauer von Beizen mit Salpetersäure erzähle, reagiere er entsetzt: «Bist du wahnsinnig geworden! Etwas so Starkes auf so edles Holz!» Aber der Witz war, dass die Salpetersäure ganz verdünnt gebraucht wurde. Schliesslich kamen die Reichlins zum Schluss, dass die alten Geigenbauer, um die gewünschte Farbe zu erzeugen, «es nicht so machen wollten, sondern es so machen mussten».

Paul zeigt auf schöne Farbaufnahmen in einem von den Reichlins gefertigten neuen Buch, das ihr Lack-Verfahren illustriert: «Dies hier ist Stradivaris Lack im natürlichen Licht und dies unter der UV-Lampe; und dies da ist unser Lack im natürlichen Licht und dies unser Lack unter der UV-Lampe. Eigentlich müssten diese Bilder die Fachleute davon überzeugen, dass es sich um den gleichen Lack handelt.»

Der Lack, den Stradivari benutzte, ist schon von Kodak wissenschaftlich untersucht worden, und 2008 berichtete die Zeitschrift *Angewandte Chemie* über die Forschungsarbeit eines Teams, das fünf Stradivari-Geigen auf ihre chemischen Bestandteile hin analysierte. Das Team kam zum Schluss, dass Stradivari Materialien verwendete, die zu seiner Zeit leicht erhältlich und verbreitet waren. Durch die Verwendung mehrerer roter Pigmente fand er Farbnuancen für seine Instrumente, die noch heute für ihr herrliches Erscheinungsbild gelobt werden. Der Leiter der Forschungsequipe, Jean Philippe Echarde: «Stradivari hat keine ungewöhnlichen oder gar geheimen Zutaten verwendet, sondern war einfach ein Meister seines Handwerks.» Ein Fazit, das sich mit dem Reichlins deckt: «Du kannst alles untersuchen, was von dem Lack noch drauf ist, das findest du alles, aber alles, was nicht mehr vorhanden ist, findest du natürlich nicht.»



Die Wissenschaft kann wohl nachweisen, welche Ingredienzen in einem Geigenlack vorhanden sind, nicht aber, wie sie angewendet wurden. Reichlin glaubt, die Kunst des Lackierens sei um 1800 verlorengegangen, als die moderne Chemie Aufschwung erhielt. Es wurde bequemer, vorproduzierten Lack aus einer Flasche aufzutreiben. Mit der Zeit merkten die Geigenbauer allerdings, dass das Resultat weniger befriedigend war. Der neue Lack passte die Farben nicht mehr dem Licht an, und diese spiegelten sich nicht mehr wider, wie dies bei der traditionellen handwerklichen Methode der Fall war. Einst hatten die Lehrlinge dem Meister beim Lackieren zugeschaut und seine Schritte nachgemacht. Als man zur traditionellen Methode des Lackierens zurückgehen wollte, war es zu spät. Man hatte vergessen, wie die Cremonenser Geigenbauer auf eine ganz bestimmte Weise ihre Instrumente bestrichen hatten.

Das Fazit, das Paul Reichlin aus seinen über dreissigjährigen an Sisyphusarbeit grenzenden Bemühungen zur Wiederentdeckung der Stradivari-Lackiermethode gezogen hat, fasst er so zusammen: «Das waren ja nicht alles *Tubeli*, die die Frage in den letzten 200 Jahren studierten. Wir sind nicht gescheitert als die. Aber sie suchten auf dem falschen Weg. Sie vernachlässigten das Handwerkliche. In unserer Zeit gilt das Handwerkliche immer noch als zweitklassig. Die Intellektuellen wissen ja alles viel besser als die Handwerker. Aber es gibt wahrscheinlich zwei Arten von Intelligenz, die eine könnte man handwerkliche Intelligenz nennen, die an-

«In unserer Zeit gilt das Handwerk immer noch als zweitklassig. Die Intellektuellen wissen alles besser.»

dere intellektuelle Intelligenz. Wenn ein Handwerker etwas behauptet, dann heisst es: «*Dü säit jetzt das ämal*, aber die Wissenschaftler wissen es natürlich viel genauer.» Beim Geigenbau ist es anders. Ich durfte einmal einen Vortrag halten, sie hefteten sie mir ein *Zädeli* an, auf dem stand: «Dr. Reichlin». Wenn du nicht einen Doktor hast, dann kannst du nichts Gescheites sagen. Ich muss immer beweisen, dass ich etwas weiss!»

Jetzt hat er es bewiesen. Ihr Verfahren haben die Reichlins bisher noch keinem andern Geigenbauer gezeigt. Auch seinem Freund Friedemann Hellwig gegenüber hat Paul bisher bloss Andeutungen gemacht. Glaubt Hellwig, dass die Reichlins die Antwort auf eine jahrhundertalte Frage gefunden haben könnten: «Ich wünsche es ihm. Aber es sind schon viele mit grossen Fahnen in die Schlacht gezogen, und später hat man nichts mehr von ihnen gehört.»

Wie wird die Welt der Geigenbauer reagieren, wenn sie einmal das Rezept für den reichlinischen Lack auf Herz und Nieren prüfen können? Man ist gespannt. ○

BELIANI.ch

Entdecke das Beliani Prinzip

XXL



Gemütliches 20-tlg Rattan-Gartenset
Lounge für 8 Personen: 2x Sofa, 3x Sessel, 2x Tisch, inkl. Kissen

~~1'850.-~~
1'399.-
-24%



Sylt
Luxuriöser Rattankorb
extra dicke Polsterung, inkl. Kissen

~~1'290.-~~
999.-
-23%



Italy
Stilvolle Rattan Gartenmöbel
1x Tisch 220x100cm, 8x Stuhl, inkl. Kissen

~~1'850.-~~
1'399.-
-24%



Roma
Exklusive Gartenmöbel aus Rattan
1x Sofa, 2x Sessel, 1x Teetisch, 1x Hocker, inkl. Kissen

~~1'690.-~~
1'299.-
-23%

bis **48% RABATT**
und **Sitzsack GRATIS**

im Wert von Fr. 199.-

Beim Kauf bis **31.03.2014**
auf www.beliani.ch
mit Code **WW001**
erhalten Sie einen **Sitzsack***

GRATIS

*Beschränkte Farbauswahl



Toscana

~~1'890.-~~
1'499.-
-21%

Elegantes Gartenmöbelset aus Holz
1x Tisch, 2x Liege, 6x Stuhl, 1x Teetisch, 1x Sonnenschirm, inkl. Auflagen



Viareggio

~~1'350.-~~
999.-
-26%

Trendige Teak-Stahl Gartenmöbel
1x Tisch 200x90cm, 6x Stuhl, wetterfestes Teakholz



Perugia

~~670.-~~
349.-
-48%

Elegante Rattan Gartenliege
inkl. Auflage, extrem pflegeleicht



Grosseto

~~1'350.-~~
ab 999.-
-26%

Luxus Edelstahl Gartenmöbel
1x Granittisch 180x90cm, 6x Stuhl, verschiedene Tischplatten



Modena

~~550.-~~
ab 399.-
-27%

Exklusive Rattanruhe
Grösse: 130cm, 140cm; Kissen gegen Aufpreis

NEU: 24h Express Versand - Morgens bestellen, abends geliefert



0842 800 111
Mo. - Sa. 8.00 - 18.00



Bis zu fünf Jahre Garantie



Rückgaberecht



www.beliani.ch



Zahlung per Rechnung möglich
innerhalb 14 Tagen nach Lieferung



Schnelllieferung in die ganze
Schweiz ab Fr. 39.-
Selbstabholung ist nicht möglich

Alle Preise verstehen sich inkl. MwSt und exkl. Versandkosten in CHF. Durchgestrichene Preise basieren auf einem Konkurrenzvergleich.

Top 10

Knorr's Liste

1	12 Years a Slave	★★★★★
	Regie: Steve McQueen	
2	Mr. Peabody & Sherman	★★★★★
	Regie: Rob Minkoff	
3	Philomena	★★★★★
	Regie: Stephen Frears	
4	The Wolf of Wall Street	★★★★★
	Regie: Martin Scorsese	
5	American Hustle	★★★★★
	Regie: David O. Russell	
6	August: Osage County	★★★★☆
	Regie: John Wells	
7	The Grand Budapest Hotel	★★★★☆
	Regie: Wes Anderson	
8	Dallas Buyers Club	★★★★☆
	Regie: Jean-Marc Vallée	
9	Der Goalie bin ig	★★★★☆
	Regie: Sabine Boss	
10	Nymphomaniac 1	★★☆☆☆
	Regie: Lars von Trier	

Kinozuschauer

1 (1)	300: Rise of an Empire (3-D)	18 487
	Regie: Noam Murro	
2 (-)	Non-Stop	12 763
	Regie: Jaume Collet-Serra	
3 (2)	The Grand Budapest Hotel	11 876
	Regie: Wes Anderson	
4 (4)	Mr. Peabody & Sherman	8 745
	Regie: Rob Minkoff	
5 (-)	August: Osage County	7 359
	Regie: John Wells	
6 (3)	12 Years a Slave	7 081
	Regie: Steve McQueen	
7 (6)	Dallas Buyers Club	4 104
	Regie: Jean-Marc Vallée	
8 (-)	Bibi & Tina – Der Film	3 950
	Regie: Detlev Buck	
9 (-)	Petterson & Findus	3 929
	Regie: Ali Samadi Ahadi	
10 (7)	Vaterfreuden	3 398
	Regie: Matthias Schweighöfer	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Thor – The Dark Kingdom (Disney)
2 (2)	Gravity (Warner)
3 (1)	Achtung, fertig, WK (Impuls)
4 (-)	Ender's Game (Rainbow)
5 (3)	Wolkig mit Aussicht ... (Sony)
6 (-)	Grey's Anatomy – Season 9 (Disney)
7 (4)	Prisoners (Ascot Elite)
8 (5)	Jackass: Bad Grandpa (Rainbow)
9 (7)	The Butler (TBA)
10 (6)	2 Guns (Sony)

Quelle: Media Control



Hinter der Fassade nistet das Abwegige: Carla Jori und Leonard Schleicher in «Finsterworld».

Kino

Ätzendes Wintermärchen

«Finsterworld», nach einem Drehbuch von Christian Kracht, ist ein erstaunlich kurioser deutscher Film. Von Wolfram Knorr

Überall saftet es, und im strahlenden Sonnenlicht tanzen Staub und Blüten aus Feld und Wald. In dieser märchenhaften Landschaft nimmt sich ein Einsiedler einer verletzten Krähe an; wird ein Fusspfleger beim Telefonieren im fahrenden Auto erwischt und besticht den Polizisten mit Fusspflegecremes; begrüsst ein blonder Junge in Schuluniform ein Mitschüler-Pärchen: «Na, ihr Spastos, ready for the KZ-Besuch?»; bestellt die Frau eines Werbers per Telefon ein Leihauto: «... aber keine Nazimarke wie Mercedes, Porsche, BMW oder so»; und eine Dok-Filmerin traktiert einen Arbeitslosen, damit er grosse Gefühle von sich gibt.

Als hätte jemand die Bizarrerien eines Wes Anderson («The Grand Budapest Hotel») mit den Unheimlichkeiten eines David Lynch («Blue Velvet») gekreuzt, wird hier unter blauem Himmel und zwischen gelben Rapsfeldern auf entleerten Strassen ein Deutschland porträtiert, hinter dessen Fassade das Abwegige nistet. Denn die Figuren sind nicht mehr bei Trost. Der Einsiedler greift zur Knarre, der Fusspfleger liebt eine Rentnerin und verbackt die abgeschabte Hornhaut ihrer Fersen in die Plätzchen, die er ihr aus Liebe schenkt. Der blonde Schuluniform-Schnösel schubst beim KZ-Besuch eine Mitschülerin in einen Verbrennungsofen und nimmt seelenruhig hin, dass der Lehrer im Gefängnis landet. Der Poli-

zist trifft sich als Pelzfreak mit anderen Tierkostüm-Freunden, und im Auto des Werberpaars weiss ein Schüler der KZ-Besuchs-Klasse, warum die deutschen Nationalfarben so hässlich sind («Das Gelb passt nicht zu Schwarzrot»): Das banne die Gefahr, sich vom Raffinement der Naziästhetik noch mal verführen zu lassen.

«Finsterworld» ist ein Kuriosum und der Spielfilm-Erstling der Dok-Filmerin Frauke Finsterwalder (kein Witz). Der mit ihr verheiratete Christian Kracht, der mit «Faserland» und «Imperium» die Gemüter der deutschen Kritikerszene in Wallung brachte, setzt als Drehbuchautor von «Finsterworld» noch eins drauf und sieht nur seelisch Verkorkste und Unbeheimatete. Für solch krasse Zeitgenossenschaft griff Finsterwalder zu einem tückisch-samtpfotigen Stil. Am Ende fügen sich alle Episoden wie Puzzleteile zu einem Gesamtbild, das in seinem surrealen Realismus in die üblichen Raster von Märchen, Komödie, Psycho-Studie et cetera nicht passt. Die leeren Strassen, die seltsame Uniform des Polizisten, das komplette Personal samt irrer Dialoge, die flüssig dahinperlen, wirken – es gibt nirgends Statisten – wie ein erstarrtes, strahlendes Chaos, voll lärmender Impulse, denen zugleich jede Dynamik und Energie weggeknipst wurde. Beeindruckend ist das Ensemble, das zur ersten Riege gehört:

Corinna Harfouch, Margit Carstensen, Michael Maertens, Bernhard Schütz, Ronald Zehrfeld und andere. Ein ätzendes Wintermärchen mitten im Sommer. ★★★★★

Weitere Premieren

Lone Survivor — Ein grauenhaftes Feuergefecht mit Taliban in den Bergen des Hinduksch, das 2005 nur US-Navy-Seal Marcus Luttrell überlebte (siehe *Weltwoche* Nr. 11/14), schrieb sich dieser später von der Seele. Sein Buch «Lone Survivor: SEAL-Team 10 – Einsatz in Afghanistan. Der authentische Bericht des einzigen Überlebenden von Operation Red Wings» wurde 2007 ein Bestseller. Peter Berg («Hancock») konnte in seiner Verfilmung mit Mark Wahlberg und Taylor Kitsch auf Pathos und Patriotismus nicht verzichten; doch den Spott mancher Kritik hat er nicht verdient. Ähnlich wie «Black Hawk Down» (2001) rekonstruiert er recht offen das Desaster einer US-Militäraktion, die selbstherrlich geplant wird und dann komplett aus dem Ruder läuft. Vier Seal-Spezialisten erhalten den Auftrag, einen Taliban-Führer aufzustöbern. Sie finden ihn, und bevor sie es der Basis zur Verstärkung weitermelden, kommen ihnen Ziegenhirte in die Quere, bleibt der Funkkontakt gestört – und das mörderische Gemetzel beginnt. Berg inszeniert das mit fast physischer Eindringlichkeit, auch wenn das Ende nicht mehr glaubwürdig wirkt. ★★★★★



Mörderisches Gemetzel: «Lone Survivor».

Fragen Sie Knorr

Stimmt es, dass der Action-Glatzkopf Vin Diesel am Theater angefangen hat?

C. P., Zofingen



Das wäre mir neu. Ich habe gehört, er habe zusammen mit seiner Jugend-Gang mal ein Theater zerkleinert. Vielleicht verwechseln Sie da etwas. Der

B-Film-Klops mit der Grabesstimme und der Shrek nicht unähnlichen Physiognomie, erinnert mimisch an einen Flösser, der im Wasser auf einem Baumstamm balanciert und dabei guckt, als habe diese Anstrengung

Violette — Martin Provost («Séraphine») liebt die verkannten Künstler. Nach dem Porträt der Naive-Kunst-Malerin Séraphine de Senlis widmet er sich der in Vergessenheit geratenen Autorin Violette Leduc, die in den Nachkriegsjahren die Bekanntschaft mit Simone de Beauvoir, Jean Genet, Albert Camus und anderen Grössen machte. De Beauvoir war es, die sie



Starker Sog: «Violette».

drängte, die Gefühle ihrer verqueren Beziehungen zu Papier zu bringen. Die schwierige und exaltierte Leduc, die sich zu Frauen hingezogen fühlte, wurde mit ihren späten Romanen eine Vorläuferin der Frauenbewegung. Provosts Biopic ist düster, entwickelt aber einen starken Sog. ★★★★★

Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand — Der schwedische

Superseller über den Altenheimbewohner, der an seinem 100. Geburtstag abhaut, sein Leben als Sprengstoff-Experte rekapituliert, mit schrägen Kumpels und geklauten Millionen vor Gangstern und Polizei durch Schweden mäandert, ist das irrwitzige Schelmenstück eines geriatrischen Forrest Gump. Die Verfilmung der circensischen Greisen-Odyssee von Felix Herngren mit Schwedens Comedy-Star Robert Gustafsson ist Slapstick, Farce und Hanswurstiade; gelegentlich allzu neckisch, aber immer kurzweilig – und phasenweise richtig schön makaber. ★★★★★

sein Gesicht gelähmt. Damit ist er bestens prädestiniert für charakterfreie Typen-Filme wie «Fast & Furious» oder «Riddick». Deshalb ist es auch kein Zufall, sondern nur konsequent, dass von «Fast & Furious» das siebte Sequel folgt und «Riddick» zwingend auch fortgesetzt werden soll. In der Marvel-Comic-Verfilmung «Guardians of the Galaxy» wird er herausgefordert: Er spricht den Baummenschen Groot.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Kiffen mit RTL

Von Christoph Landolt

Wie gefährlich ist Cannabis? Die Frage ist alles andere als neu, schon bei vielen Gelegenheiten konnte man gescheite Leute beim Debattieren darüber beobachten. Der Journalist Jenke von Wilmsdorff aber macht sich und uns Zuschauern selbst ein Bild. Er quartiert sich fünf Tage lang in einem niederländischen Coffee-Shop ein und kiffte, bis die Ohren qualmen.

Nun könnte man sich eine kurzweiligere Beschäftigung vorstellen, als einem Mann dabei zuzusehen, wie er sich zudröhnt. Dank rechtzeitigen Einspielern aber lichtet sich der Nebel nach jedem Joint: Zu Wort kommen ein Süchtiger, der 25 Jahre Cannabis-Missbrauch und zwei Psychosen hinter sich hat, oder ein nervenkranker Patient, dem Marihuana Linderung verschafft. Später geht es in den US-Bundesstaat Colorado, wo Cannabis seit drei Monaten legal ist. Das ist, so erfahren wir, ein einträgliches Geschäft für alle: für den Staat, der den Anbau kontrolliert und so 100 Millionen Dollar Steuern pro Jahr einnimmt, wie auch für findige Unternehmer. Weil der Konsum der Droge praktisch überall verboten bleibt, pendeln zwischen den Hanfshops Privatbusse, die den Passagieren als mobile legale Fumoirs dienen.

Zurück in der schummrigen Höhle in Haarlem, verbreiten Pink Floyd Kifferromantik. Das Versuchsobjekt von Wilmsdorff erleidet einen sogenannten Lach-Flash: Wegen eines nichtigen Anlasses schüttelt er sich vor Lachen, und weil herzhaftes Lachen ansteckend ist, lachen auch wir Zuschauer und denken: «Jetzt ein Joint, und alles wäre heiter.» Doch dann sehen wir auch wieder, wie der zunehmend antriebslose Journalist die Welt immer verzerrter wahrnimmt und gar nicht mehr von der Couch aufstehen mag. Nichts wird verschwiegen, nichts wird dramatisiert. Dem stets unter Schmuttelverdacht stehenden Privatsender RTL ist mit «Das Jenke-Experiment» Aufklärungsfernsehen vom Feinsten gelungen. Sek-Lehrern und Eltern sei die Sendung, die weder langweilt noch mit einem erhobenen Zeigefinger abschreckt, wärmstens empfohlen – die Chance, dass ihre Teenager zu Ende schauen, ist gross.

Das Jenke-Experiment:
Montag, 17. März, 21.15 h, RTL.

Bunt, laut, belebt

David Zinman dirigierte zum letzten Mal Tonhalle late, das klassische Konzert mit anschliessender Disco. *Von Hildegard Schwaninger*



Verführung zur Klassik: Tonhalle late in Zürich.

Die Ära David Zinman geht zur Neige, letzten Freitag dirigierte der seit 1995 amtierende Chefdirigent der Zürcher Tonhalle sein letztes Tonhalle-late-Konzert. Der 77-jährige Zinman hat die Konzertreihe ins Leben gerufen, um junge Menschen zur klassischen Musik zu verführen und – es ist ihm gelungen. Die Tonhalle war bis auf den letzten Platz besetzt, gespielt wurde – mit Stargeiger **Gidon Kremer** – Mozarts Violinkonzert Nr. 5 in A-Dur KV 219, dann «Till Eulenspiegels lustige Streiche», op. 28, von **Richard Strauss**. Tonhalle Late beginnt jeweils um zehn Uhr abends mit dem Konzert, dann gibt es Disco. Die Tonhalle, die sonst eine eher graue Angelegenheit ist, wird an diesen Abenden bunt, laut, belebt. Das Foyer in rosa Licht getaucht, guter Sound, Chillout-Bar. Die unter 25-Jährigen zahlen 20 Franken Eintritt (alle anderen 45), kaum mehr als für ein Kinobillett, und definitiv bekommt man etwas für sein Geld: Konzert plus Party. Eine innovative Marketing-Idee.

Dass manche Leute erstmals in einem klassischen Konzert waren, merkte man, weil sie zwischen den Sätzen applaudierten (was vermutlich jeden an die eigene Jugend und seinen ersten Konzertbesuch erinnert). David Zinman brachte dem Publikum die Musik nahe, indem er – angenehm kurz und bündig – erklärte, was im Orchester passiert. Bei **Gidon Kremer** mag sich mancher gewundert haben, was für ein ko-

misches Outfit er trug. Ein weites, schwarzseidenes Russenhemd, das bis zu den Knien reichte, mit doppelter Knopfreihe, und aussah wie ein Pyjama. Der aus Lettland stammende **Kremer** hat in Moskau studiert. Mit ihm, erzählte Zinman, habe er lange nicht gespielt. Demnächst gehen sie zusammen auf Tournee.

Am 31. März stellt die neue Tonhalle-Crew (nach **Elmar Weingarten** wird **Ilona Schmiel** Intendantin) der Presse ihr Programm vor. Der designierte Chefdirigent **Lionel Bringuier** kommt aus Nizza und ist 27 Jahre alt.



Kurz und bündig: Chefdirigent Zinman.

David Zinman gibt am 11. Juli sein Abschiedskonzert als Chef des Tonhalle-Orchesters: Die «Auferstehungs»-Sinfonie von **Gustav Mahler**.

Georges und **Annemarie Crettol** waren ein eingespieltes Ehepaar aus dem Oberwallis und dem Unterwallis, das seit 1982 in Küsnacht den «Schweizerhof» «chez Crettol» führte, eine Mischung aus Goldküsten-Quartierbeiz und von Gästen aus aller Welt frequentiertem Fondue- und Raclette-Restaurant (wer keinen Käse mag: Es gibt auch Fleisch und Fisch). Seit **Annemarie Crettol** vor anderthalb Jahren überraschend verstarb, führt Tochter **Denise Crettol** das Lokal gemeinsam mit ihrem Vater. Sie war neun Monate alt, als die Eltern vom Wallis nach Zürich zogen. Ihr Bruder **Jérémie Crettol** ist Künstler. Einem breiteren Publikum wurde er bekannt, weil er von Regierungsrätin **Ursula Gut-Winterberger** ausgewählt wurde, ihr Porträt für die Ahnengalerie im Kaspar-Escher-Haus zu malen. Hier hängen seit den dreissiger Jahren Bilder von Regierungsratspräsidenten und Bundesräten aus dem Kanton Zürich. **Moritz Leuenberger** wurde seinerzeit vom Luzerner Maler **Bruno Müller-Meyer** porträtiert.

Exquisite Modeschau bei **Jelmoli**. Champagner und feine Häppchen, achtzehn Mannequins führten vor, was **Yvonne Bieri**, Chefin der Modeabteilung des «House of Brands», für diesen Frühling eingekauft hatte. **Rowena Downing**, die als *personal shopper* engagiert ist, stand den Kundinnen nach der Show mit Rat und Tat zur Seite. Sehr schön: Sei-



Glamour im Kaufhaus: Raquel Marquard.

denhosen und Seidenkleider in sanften Farben von **Luisa Cerano** und der Glamour von **Escada**. **Raquel Marquard** war auch da, ihre Tochter **Bianca Gubser** war eine der Laufsteg-Beautys.

Sternekoch **Peter Schnaibel** – früher «Bahnhöfli», Rafz, dann «Taggenberg», Winterthur, dann «Blaue Ente» in Zürich, hat als Küchenchef eine neue Bleibe gefunden. Bei **Sepp Wimmer** im «Zunftthaus zur Waag» am Münsterhof. Die bereits bekannte gute Küche in der «Waag» (man kann auch draussen auf der Terrasse essen) dürfte mit **Peter Schnaibel** nochmals einen Schritt in Richtung Himmel tun.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Liebe und Hiebe

Die Sklavin Devina Weiss*, 26, und ihr Meister Dominik Schenk, 32, führen keine gleichberechtigte Beziehung, dennoch darf die Frau – theoretisch – auch mal Nein sagen. *Teil 3*



Partnerschaftliche Innigkeit: Schenk, Weiss.

Dominik: Ich bin einige Jahre älter als Devina, und mir war es von Anfang an wichtig, dass sie – theoretisch – auch Nein sagen darf. Sie soll nicht willenlos sein, darauf lege ich keinen Wert. Dennoch ist die Selbstbestimmung in einer SM-Partnerschaft natürlich ein heikles Thema mit vielen Facetten. Jeder Mensch kennt Grenzen, die er anfänglich nicht überschreiten will. Die Sklavin zu schonen und zu unterfordern, wäre falsch, sie wird des Meisters dann überdrüssig und sucht sich einen anderen. Das will ich auf keinen Fall riskieren. Die Crux liegt eben im Phänomen *topping from the bottom*. Es bedeutet eigentlich nichts anderes als: Der Schwächere diktiert die Regeln, weil er – wann immer es ihm passt – Nein sagen kann. Diese Macht darf und will ich Devina nicht grundsätzlich zugestehen. Das gilt auch für den häuslichen Alltag.

Devina: Ich arbeite ihm nach genau abgesprochenen Regeln in die Hände. Er trifft die Entscheidungen in Bezug auf Urlaubsziele, Ausgaben und Partybesuche. Natürlich prüft er auch mein Outfit, bevor ich am Morgen das Haus verlasse, und wenn ich Geld brauche, bekomme ich es immer, aber ich muss darum bitten. Unser Alltag ist eigentlich nicht viel anders organisiert als derjenige einer Partnerschaft mit klassischem Rollenverständnis, und

unterm Strich – so stellen wir beide immer wieder fest – genieße ich mehr Freiheit und Selbständigkeit als manche meiner Freundinnen, die in quasi modernen Partnerschaften mit tausend Verboten und viel Eifersucht leben, jedoch stets beteuern, mit SM nichts anfangen zu können.

Dominik: Ein guter Meister verfügt auf jeden Fall über Anstand: Zu den Hieben gibt es auch Liebe, der gelegentliche Körperkontakt und der ständige Austausch während einer Bestrafungsaktion sind wichtig, man gönnt der Partnerin auch mal eine Pause, reicht ihr ein Glas Wasser und fragt nach, ob alles in Ordnung ist. Kein Mensch ist zudem nur unterwürfig veranlagt, und diese Erkenntnis lässt bei uns eine weitere Spielart zu: Wenn ich an einer Party mit einer anderen Frau beschäftigt bin, reicht mir Devina die Werkzeuge und weist das Mädchen an, sich so zu verhalten, wie ich es wünsche. Die Ergänzung unserer Neigungen und Bedürfnisse führt zu einer partnerschaftlichen Innigkeit, und wenn Liebe ins Spiel kommt wie in unserem Fall, kann es natürlich auch zu Komplikationen kommen.

Devina: Nach wilden Nächten halten wir es wie alle Paare: Wir sprechen über unsere Gefühle und darüber, wie man mit der Eifersucht umgeht, wenn andere ins Spiel kommen. Aber auch während solcher Diskussionen darf ich Dominik nicht duzen. Ich spreche ihn auch in unseren eigenen vier Wänden immer mit «Herr» an.

Dominik: Zu einer Verschiebung des Machtgefälles kommt es in einem engen Beziehungsalltag natürlich auch bei uns manchmal. Ich habe kein Problem damit, mich bei Devina für einen Fehler zu entschuldigen, wenn ich es für angebracht halte. Liege ich zum Beispiel krank und geschwächt im Bett, bedeutet das allerdings nicht, dass sie am längeren Hebel ist, denn handlungsfähig und entscheidungsfreudig bin ich auch noch mit vierzig Grad Fieber. Andererseits lasse ich mich in diesem Zustand gerne pflegen. Vor allem weil Devina dabei eine knappe Krankenschwester-Uniform tragen muss.

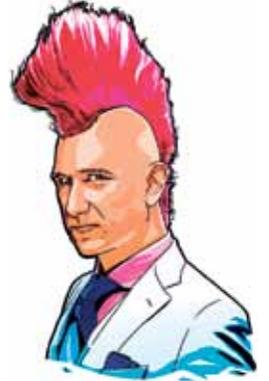
* Name geändert

Protokoll: Franziska K. Müller

Dominik Schenk, Devina Weiss: Liebe auf den ersten Hieb. Ein SM-Leitfaden für Paare. Schwarzkopf & Schwarzkopf, 2013

Augen auf

Von Andreas Thiel —
Barzahlung
ist verdächtig.



1. Polizist: Ist sie das?

Wirt: Das ist die Dame.

2. Polizist: Können Sie sich ausweisen?

Eveline Widmer-Schlumpf: Aber sicher, meine Herren, hier bitte. Mein Name ist Eveline Widmer-Schlumpf.

2. Polizist: Zumindest diesbezüglich scheint sie die Wahrheit zu sagen. Der Ausweis ist echt.

Eveline Widmer-Schlumpf: Natürlich ist der Ausweis echt. Ich weiss auch gar nicht, wozu der Wirt die Polizei gerufen hat.

1. Polizist: Weshalb haben Sie uns denn gerufen?

Wirt: Die Dame wollte ihre Rechnung mit Bargeld begleichen. Das kam mir verdächtig vor. Deshalb habe ich sie gefragt, woher sie das Geld habe.

1. Polizist: Und was hat sie geantwortet?

Wirt: Dass sie das Geld ehrlich verdient habe.

2. Polizist: So? Wie denn?

Wirt: Im Bundesrat, sagt sie.

1. Polizist: Und wie will sie dort auf ehrliche Weise Geld verdient haben?

Wirt: Mit Politik, behauptet sie.

1. Polizist: Sehr verdächtig.

2. Polizist: Da kann von Ehrlichkeit ja kaum die Rede sein.

Wirt: Nicht wahr? Da stimmt doch etwas nicht.

Eveline Widmer-Schlumpf: Aber meine Herren ...

2. Polizist: Gibt es jemanden, der Ihre Aussage bezeugen kann?

Eveline Widmer-Schlumpf: Welche Aussage?

2. Polizist: Dass Sie im Bundesrat auf ehrliche Weise Geld verdienen.

Eveline Widmer-Schlumpf: Natürlich! Fragen Sie die anderen Bundesräte oder irgendjemanden von meiner Partei.

1. Polizist: Das bringt nichts, die decken sich doch gegenseitig.

2. Polizist: Ja, die stecken sowieso alle zusammen unter einer Decke.

Eveline Widmer-Schlumpf: Dann fragen Sie doch einfach irgendjemanden! Na ja, natürlich kann man da nicht jeden fragen ...

1. Polizist: Aha, und wen sollten wir Ihrer Meinung nach besser nicht befragen?

2. Polizist: Da bin ich aber mal gespannt.

Wirt: Jetzt wird es interessant.

Bäuchlein der Nation

Ex-Miss, Schauspielerin und TV-Moderatorin Melanie Winiger wird geliebt und gehasst. Wenn sie sich ein textiles Experiment leistet, wird's zum nationalen Notstand. Von Jeroen van Rooijen



Appetitliches Gesamtpaket: Moderatorin Winiger an den Swiss Music Awards.

Mit 87 Prozent in der Zuschauerwertung durchzufallen – dieses Kunststück schaffte Melanie Winiger, als sie die Swiss Music Awards am Schweizer Fernsehen moderierte. Der Grund: ein schwarzes Kleid, das ihren Kurven nicht ganz gerecht wurde. Anders gesagt: Es war zu eng geschnitten. Die Zuschauer, die das Outfit bei SRF live kommentierten, waren da etwas unverblümt. «Sieht aus wie schwanger», schrieb Karin aus Bern. «Die zweite Wurst der Nation», erkannte Marcel aus St. Gallen. «Nicht einmal ein gutes Faschatskostüm», befand Gertrud aus Langenbruck, und Martin aus Basel stellte fest: «Es ist eher schwierig, mit so einer Figur ein so unvoreilhaftes Kleid zu finden.»

Der Schreibende, der an besagtem Event als Stilpolizist am roten Teppich stand und die einmarschierende Schweizer Musikprominenz fürs Radio zu bewerten hatte, wurde verschiedentlich zum schwarzen Satinkleid von Melanie Winiger befragt. Die Fragen waren oft suggestiv, im Sinne von: «Furchtbar, nicht wahr?» Ich will jetzt auch mal antworten.

Also: Erst einmal tief durchatmen. Melanie Winiger ist 35-jährig, Mutter eines elfjährigen Sohns, 173 cm gross und wiegt aktuell geschätzte 58 Kilo. Dass sie unlängst mit dem Rauchen aufgehört und vier Kilo zugenommen hat, war in der Boulevardpresse zu lesen. Wer diese Kennzahlen durch einen einfachen Body-Mass-Index-Rechner schickt, der bekommt die Zahl 19,4, sprich: normalgewichtig. Wer genauer hinschaut, der sieht ausserdem: Melanie Winiger ist sogar eher am unteren Ende des Spektrums für Normalgewichtige. Über zu dünne Vorbilder wird ja oft genug gemeckert. Die neue Melanie, neuerdings mit Tote-Hosen-Sänger Campino liiert, sieht als Gesamtpaket durchaus appetitlich aus.

Das Problem war das Kleid, eine Kreation des New Yorker Designduos Cushnie et Ochs («Resort Collection» 2014, Look 21). Man möge das Kleid – ein Hybrid aus einem Badeanzug-Oberteil und einem strengen Stiftrock – ruhig mal googeln. Dann wird man nämlich feststellen, dass Melanie Winiger dem Ding erst Leben eingehaucht hat. So wie es da an einem steckendürren 17-jährigen Mädchen mit nassem Haar im Studio fotografiert ist, ist die Kreation ereignislos. Erst die körperliche Präsenz der dunkelhaarigen Vorzeige-Schweizerin gibt der gefährlich schmalen Brücke auf Höhe des Brustbeins ihre dramatische Note. Und darum halten wir, offenbar wieder einmal als Vertreter einer Minderheit (13 Prozent), den Daumen hoch und sagen: Bravo, Miss Rock 'n' Roll. Das Kleid war sicher fast eine Nummer zu eng (wahrscheinlich vor der Gewichtszunahme gekauft) – aber man braucht ein stabiles Rückgrat, um so etwas trotzdem zu tragen.

Wahrscheinlich war das Publikum auch nur enttäuscht, dass das Kleid entgegen allen Erwartungen nicht geplatzt ist.

Der Garten ruft

- 1 Der Frühling ist da, man braucht neues Mobiliar im Garten. Aber bitte nicht diese weissen Monoblock-Stühle. Ein moderner Klassiker – technologisch wie formal vorbildlich – ist der 2008 lancierte «Vegetal» der Gebrüder Ronan und Erwan Bouroullec für **Vitra**. Seine den Pflanzen nachempfundenen Strukturen sind im Computer gewachsen. Achtung: Es gibt schon dutzendfach Kopien davon! Das Original kostet 390 Euro. www.vitra.com
- 2 Wer schon in Paris war, kennt die dunkelgrünen Metallstühle im Jardin du Luxembourg. Sie sind so sinnbildlich für französischen Lifestyle wie die Baguette. Das Original fertigt die französische Firma **Fermob** – allerdings nicht, wie der Firmenname vermuten lässt, aus Eisen, sondern aus Aluminium. Es gibt den «Luxembourg»-Stuhl in Dutzenden von Farbvarianten. Ab 240 Franken, etwa bei www.ademas.ch.
- 3 Auch eine Möglichkeit: Klappstühle. Das Schweizer Designbüro **Atelier Oï** hat sich des Themas für Atelier Pfister angenommen und das Modell «Nods» entworfen. Es ist aus wetterfest behandeltem, massivem Teakholz (FSC-zertifiziert) und unterscheidet sich vom herkömmlichen Standard dieser Kategorie durch die überkreuzten Latten von Rückenlehne und Fussstrebe. 179 Franken. www.atelierpfister.ch
- 4 Typisch schweizerisch: Die Spaghetti-Stühle der Firma **Schaffner** aus dem thurgauischen Müllheim. Die Bespannung aus hochelastischen und wetterfesten PVC-Schnüren macht den zeitlosen Stuhl überdurchschnittlich bequem. Das stapelbare Gestell ist aus feuerverzinktem Stahlrohr. Vertrauensbildend klingt auch der Name des Modells: «Säntis». Erhältlich etwa bei Manufactum. 169 Franken. www.schaffner-ag.ch



Das Matrosenshirt



Blau-weiss gestreifter Evergreen.

Die Mode bietet heute einen derart unübersichtlichen Berg von Optionen und saisonal wechselnden Impulsen, dass man geradezu nach Klassikern lechzt, welche dem schnellen Wechsel widerstehen. Das original blau-weiss gestreifte Matrosenshirt, auch Marinière genannt, ist ein Evergreen, der schon Brigitte Bardot und Pablo Picasso gut aussehen liess. Jean-Paul Gaultier hat es zu seinem Markenzeichen gemacht. Es wird seit 1938 von der Firma Armor Lux im bretonischen Küstenort Quimper gefertigt, ist aus schwerem Interlock-Baumwolljersey und kommt jedes Frühjahr wieder in Mode. Oder eben nie aus der Mode, ganz wie man will.

Hat das Stil?

Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

Stimmt diese Aussage: «Grün ist keine Businessfarbe»? *Armin Z., per E-Mail*



Man sieht wirklich kaum je Geschäftsleute in grünen Anzügen, Hemden oder Kostümen. Allenfalls ganz selten eine grüne Krawatte. Warum? Weil Grün wie kaum eine andere Farbe mit Bedeutung aufgeladen ist. Grün ist, wie Rot oder Braun, auch eine politische Couleur. Und solche zu bekennen, will man im Geschäftsleben vermeiden. Ich habe mich kürzlich, zur Eröffnung einer Gartenausstellung, ganz in Grün gekleidet – die Farbe provoziert tatsächlich viele Reaktionen. Gerade deshalb würde es mich freuen, wenn einer die Chuzpe hätte, sich einen schicken dunkelgrünen Anzug auf den Leib schneiden zu lassen – mit tiefgrün polierten Brogues und einer grasgrünen Krawatte.

Ihre Fragen zum Stil schicken Sie bitte per Mail an hatdasstil@weltwoche.ch.

«A very good year»

Von Peter Rüedi



Schon wahr: Eine der grossen Attraktionen des Weins ist, dass kein Jahrgang dem andern gleicht. Aber auch (und das macht's erst spannend), dass seine Entwicklung zuweilen schwer vorauszusehen ist. Um beim Bordeaux zu bleiben (wo im Päckli zwischen Produzenten, Handel und Weinpresse gelegentlich die problematischsten Ernten schöngeschrieben werden): Den Ruhm des Jahrgangs begründen die ersten Verkostungen. Das erfordert von den Trendsettern unter den Degustatoren extreme Erfahrung und Vorausblick, oder aber die Muster werden für die massgebenden Herren manipuliert, ihnen im Extremfall Degustationsversionen präpariert. Am Resultat ist dann für eine Weile schwer zu rütteln. Deshalb ist die Überprüfung von Jahrgängen im Nachhinein so wichtig. Das führt zwar selten zur Demontage der gehypten Superjahrgänge (2000, zum Teil der heisse 2003, 2005, 2009 und 2010), wohl aber zur Rehabilitation der Weine aus den Jahren in deren Schatten: 2001, 2002, 2004, 2008. Oft erweisen sich schlankere Weine mit zunehmendem Alter auch als die, die besser altern.

Nun war 2010 im Bordelais zweifellos ein sehr grosses Jahr, ebenso aber auch eine Alternative zu seinem als Jahrhundertjahrgang gepriesenen Vorgänger. Die Weine sind in der Regel «cooler», schlanker, tanninreicher: reif und «klassisch Bordeaux» zugleich. In einem *panel tasting* des britischen *Decanter* triumphieren nun, vor allen Premiers, Gruaud-Larose und Haut-Batailley, Pichon Baron, Grand-Puy-Lacoste und Prieuré-Lichine. Aber auch zu ebener Erde sind in dem Jahrgang Wunder zu erleben: etwa mit dem Cru Bourgeois Château Rollan de By aus dem nördlichen Médoc, einem wunderbaren Wein aus einer bescheidenen Appellation. Er ist, dank der Merlot-Dominanz (70%), jetzt schon zugänglich, trotz gleichzeitiger Komplexität (Johannisbeere, Pflaumen, viel Würze). Zum Preis bei Gazzar ein *best buy* (wo im Übrigen, zu einem moderaten Preis, auch der ausgezeichnete Gruaud-Larose erhältlich ist).

Château Rollan de By 2010 Cru Bourgeois Médoc.
14%. Fr. 20.52. www.gazzar-weine.ch
Château Gruaud-Larose St-Julien 2010 Deuxième
Grand Cru Classé. 13,5%. Fr. 69.12 (ebenda)

Zwei Damen in der Herrschaft

Das «Weiss Kreuz» in Malans hat prominente Gastgeberinnen: Iris Petermann und Claudia Vogl. Von David Schnapp



Gelungene Neueröffnung: Wirtinnen Petermann, Vogl (o. l.), Küchenchef Jäckel (u. r.).

Die Szene hatte einen besonderen Charme und eine feine ironische Note: Horst Petermann, lange Jahre einer der besten Köche im Land, stand am oberen Ende des roten Teppichs und begrüßte über 200 Gäste mit dem Satz: «Guten Abend, Petermann, ich habe damit nichts zu tun!» Das war am vergangenen Freitag in Malans, einem malerischen Dorf in der prominenten Weinbauregion der Bündner Herrschaft, die in den letzten Jahren vom Insidertipp zum Breitenphänomen gewachsen ist. In der Gemeinde mit rund 2300 Einwohnern steht das «Weiss Kreuz», ein Gasthof wie aus einem Bilderbuch von Alois Carigiet. Hier haben Iris Petermann und Claudia Vogl ihre neue Wirkungsstätte eingerichtet. Und als bekannt wurde, dass Frau Petermann hier aktiv wird, immerhin drei Jahrzehnte lang Frontfrau in den Restaurants ihres Mannes, kam schnell das Gerücht auf, der «grosse Horst» («Gault Millau») kehre zurück an den Herd.

Und um keine Zweifel an der Tatsache, dass dem nicht so ist, aufkommen zu lassen, informierte Petermann also die geladenen Gäste der Premierenfeier des Restaurants persönlich darüber. Es war der Auftakt zu einer gelungenen Neueröffnung, wo sich die Malanser Dorfbevölkerung mit ehemaligen Stammgästen aus «Petermann's Kunststuben» und dem Bündner «Adel» zu einer fröhlichen

Gästeschar mischten, die Hamburger, Rindstatar mit frittierten Kapern oder Lachs auf Linsen ass.

Dorfbeiz mit Anspruch

Das «Weiss Kreuz» ist kein Gourmetlokal, sondern eine Dorfbeiz mit einem gewissen Anspruch. Sie gehört dem Immobilien- und Bauunternehmer Ernst Lehmann, der sie nun mit viel Geschmack und Liebe zum Detail renoviert hat. Küchenchef ist Stefan Jäckel, der ebenfalls eine Vergangenheit in den «Kunststuben» vorzuweisen hat. In den verschiedenen getäferten Stuben, im stimmungsvollen Weinkeller oder auf der grossen Terrasse mit Blick in die Berge serviert Jäckel Blattsalat mit Kernen ebenso wie karamellierte Herzmilken mit Artischocken oder Entenleberterrine, gebratene Entenleber und Rhabarber. Es gibt ein ausgezeichnetes Wiener Schnitzel mit Kartoffelsalat, Ente à l'orange oder Tafelspitz. «Kunststuben»-Gäste erkennen an der Aufzählung, dass bei einigen Gerichten ein kulinarischer Petermann-Einfluss nicht ganz ausgeschlossen werden kann. Aber die Seele des «Weiss Kreuz» sind unzweifelhaft seine Gastgeberinnen.

Restaurant und Hotel Weiss Kreuz,
Dorfplatz 1, 7208 Malans. Telefon 079 104 66 33.
Täglich von 11 bis 24 Uhr geöffnet.
www.weisskreuzmalans.ch



Auto

Ein hübscher Kamerad

Der Range Rover Evoque ist der Schönling unter den SUVs. Der «kleine Lord» ist durchaus ein robuster Begleiter. *Von David Schnapp*

Wäre der Range Rover Evoque ein Stadtbewohner, würde er auf den ersten Blick vielleicht aussehen wie einer, der morgens viel Zeit in seine Frisur investiert und die Wahl seiner Schuhe so ernst nimmt wie andere ihre Altersvorsorge. Als Auto ist der Range Rover Evoque jetzt schon eine Design-Ikone, kein anderes Modell in der Klasse der kompakten SUVs hat ein hübscher geschnittenes Äusseres, auch wenn manche finden, er sei etwas überzeichnet.

Aber der Erfolg spricht für ihn, kein anderes Modell von Land Rover wurde in der

Schweiz auch nur annähernd so gut verkauft wie der Evoque, liebevoll «der kleine Lord» genannt. 1861 Evoque stehen in der Verkaufstatistik 2013, das ist beachtlich für ein Auto, das erstens auffällt und zweitens teuer ist. Dazu aber später mehr.

Zuverlässig, robust, bescheiden

Da es schon wieder zwei Jahre her war (*Weltwoche* Nr. 3/12), seit ich zum ersten beziehungsweise letzten Mal mit einem Evoque unterwegs gewesen war, wurde es Zeit, sich wieder einmal in den Baby-Range zu setzen. Das Modell 2014 weist einige Neuerungen auf, dazu gehören sparsamere Motoren, neue Assistenzsysteme sowie eine Neun-Gang-Automatik, die im Sondermodell P212, das ich fuhr, zur Grundausstattung gehört.

Mag der Evoque äusserlich auch modisch erscheinen, so ist sein Innenraum doch angenehm aufgeräumt und funktional, was vor allem dann auffällt, wenn man lange Strecken zurücklegt. Über etwas mehr als 1100 Kilometer erwies sich der Evoque als komfortables Reisefahrzeug. Man könnte mit ihm

sogar durch fünfzig Zentimeter tiefes Wasser tauchen, aber ich blieb brav auf der Strasse. Der Evoque ist nämlich nicht nur gutaussehend, er ist auch ein guter Kamerad, verlässlich, robust, bescheiden.

Ich fuhr von Zürich nach Zug und zurück. Dann über den Brünig nach Interlaken und zurück. Und schliesslich nach Genf. Dort erst ging der Diesel zur Neige, ich hatte genau 696,3 Kilometer mit einer Tankfüllung gemacht; ein Durchschnittsverbrauch von 6,9 Liter auf 100 Kilometer. Das ist ein sehr anständiger Wert.

Gibt es etwas zu kritisieren? Vielleicht die nicht ganz optimale Sicht beim Abbiegen, weil die breiten, stark geneigten A-Säulen etwas den Blick trüben. Praktisch ist, dass der Evoque jetzt mit einem System zu haben ist, das Geschwindigkeitsschilder liest. Warum die zulässige Höchstgeschwindigkeit allerdings aufgeregt, rot-weiss blinkend im Zentraldisplay angezeigt werden muss? – Man weiss es nicht.

Der Evoque ist zusammengefasst ein luxuriöses, gutaussehendes Automobil mit einem hohen praktischen Nutzen und solider Aura. Deshalb kostet er auch einiges, fast 100 000 Franken würden für meinen gutausgerüsteten Testwagen fällig; vor allem bei der Extra-Ausstattung wird es teuer. Aber wie sagt man: Schönheit hat ihren Preis.

Range Rover Evoque SD4 P212

Leistung: 212 PS, Hubraum: 2179 ccm

Höchstgeschwindigkeit: 195 km/h

Preis: ab Fr. 68 900.–; Testwagen Fr. 90 980.–





«Solange man weiss, wer ich bin»: Opie, Künstler, 55.

MvH trifft

Julian Opie

Von Mark van Huissing — Seine Kunst sieht und kennt man auf der ganzen Welt, neu auch in Zürich. Was will er damit?

Ich wusste nicht, dass Künstler von Ihrem Rang Auftragsarbeiten machen» (ein 50 Quadratmeter grosses LED-Kunstwerk für die Aussen- seite des neuen PKZ-Women-Ladengeschäfts an der Bahnhofstrasse; im Auftrag von Ph. Olivier Burger, dem Eigentümer der PKZ-Modegruppe). «Ähm, ich denke, Künstler gehorchen den Dingen, die in der Welt passieren. Und diese Welt verändert sich. In der Vergangenheit bekam man Aufträge von der Aristokratie, der Kirche. Nach den Weltkriegen entstanden Kunst- galerien, kommerzielle Unternehmen. Und heute, wenn man von der Kunstschule kommt, muss man sich in dieser Landschaft zurechtfinden. Ich gebe mir gleich viel Mühe, wenn ich eine Einladungskarte gestalte, ein Poster oder ein Cover für eine CD [für das Album «The Best Of» der Band Blur zum Beispiel]; für mich ist das, wie in einer Galerie ausgestellt zu werden. Ich denke, jede Möglichkeit, ein Werk zu zeigen, ist es wert, genutzt zu werden...» – «Früher arbeite-

ten Künstler für Könige und Päpste, heute für Immobilien- und Modeverkäufer...» – «... und für staatliche Museen, Galerien, Verleger, fürs Internet. Ich kann nicht jederzeit alles machen, also mache ich jederzeit das Interessanteste. Bei Werken wie LED-Kunst [Leuchtdioden; das Kunstwerk für PKZ zeigt aufeinander zugehende Strichmenschen] sind Aufträge oft die einzige Möglichkeit, sie zu realisieren. Man braucht viel Platz...» – «...viel Geld.» – «Genau.»

Julian Gilbert Opie, 55, ist ein britischer Maler, Bildhauer und Videokünstler, steht bei Wikipedia; er selber sieht sich nicht als Video- künstler, weil er keine Videos mache, sondern Installationen aus Leuchtdioden; eine solche wurde etwa in der Show der Rockgruppe U2 auf der «Vertigo»-Tour gezeigt. Vor fast dreissig Jahren, an der Documenta 8 – der Weltausstellung der Kunst in Kassel – waren farbige Stahlobjekte von ihm zu sehen; seither ist er ein *big shot* mit Ausstellungen in Museen und

Galerien auf der ganzen Welt (Biennale Venedig, Tate Britain in London, Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf oder City Hall Park in New York; in der Schweiz sind Werke von ihm zu kaufen bei der Galerie Bob van Orsouw). Opie lebt mit seiner Frau und einem kleinen Sohn in London.

«Ist es ein Unterschied für Sie, ob ein privater Fan ein Werk kauft oder ein professioneller Kurator, der eine Sammlung für ein Museum aufbaut?» – «Ja, das macht einen Unterschied. Doch das Endergebnis ist: Eines meiner Werke ist zu sehen. Und dabei ist wichtig, wie gut der Ort für das Werk ist. Das ist es, was ich mir anschau. Wie auch immer, es war ein Vergnügen, mit Mister Burger zu arbeiten, da ist mehr dahinter als bloss eine persönliche Beziehung. Aber persönliche Beziehungen machen oft gute Arbeit erst möglich, weil man nicht um jeden Punkt kämpfen muss. Normalerweise verhandle ich über Agenten, ich habe dreizehn auf der ganzen Welt, doch Mister Burger kam mich im Studio besuchen.» – «Interessieren Sie sich für Einzelhandel oder Mode?» – «Falls Sie als Antwort ein Wort möchten: nein.»

«In meinen Augen machen Sie meistens recht ähnliche Kunstwerke. Weshalb nutzen Sie nicht die Freiheit, die man als Künstler hat, und machen Verschiedenes?» – «Was meine Werke angeht, die ich in der Öffentlichkeit zeige, habe ich in den letzten zehn Jahren rausgefunden, dass sich bewegende LED-Installationen gut geeignet sind; sie funktionieren in einem gewissen Sinn, sie stehen Leuten, die sie anschauen, offen. Statische Arbeiten haben nicht die gleiche Dynamik. Und das ist ein Problem bei Kunst im öffentlichen Raum. Wie wenn jemand seinen Radio anlässt – und alle müssen seinen Sender hören. Doch ich mache verschiedene Dinge: Mosaik, für die ich eine römische Technik verwende, Arbeiten auf Glas, Wandmalereien, LCD-[Flüssigkristall-] Filme... Aber mir ist bewusst, dass man meint, Künstler gehen am Morgen ins Atelier und beschliessen, was sie heute machen. So ist es nicht, es bieten sich einem zu einer bestimmten Zeit meist nur wenige Möglichkeiten. Und das Endergebnis ist nicht die Arbeit, die man fertiggestellt hat, sondern die Arbeit, die man danach machen kann. Ich schaue meine Werke nicht mehr gross an, wenn sie fertig sind.»

«Sind Sie *happy*, wenn einer sagt: «Opie, das ist doch der mit den Strichmenschen und LED-Installationen.»?» – «Solange man weiss, wer ich bin, ist die Schlacht zur Hälfte gewonnen.» – «Hat Ihre Kunst eine Aussage oder eine Botschaft?» – «Jede Arbeit, vor allem im öffentlichen Raum, ist eine Aussage. Aber ich habe keine Botschaft, die ich verbreiten will. Ich mache Kunst.»

Sein liebstes Restaurant: «Wir mögen Sushi, nicht wahr? [Sagt er zu seiner / fragt er seine Frau.] Und wir gehen oft in eines der «Pizza Express»-Restaurants.»
Sushi «Waka», 75 Parkway, Camden, London,
Tel. +44 207 482 20 36.

	1	2	3		4		5	6		7	8	9	10	
11							12							
13				14		15				16				
17						18				19				
20								21						
			22		23						24	25		
26		27								28				
29							30		31			32		33
		34		35					36		37			
38							39							
		40							41					
	42						43			44				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Handelsvertreter in eigener Sache

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Vertreter des Beryll: Die grünen sind die wichtigsten. 7 Zum Beispiel Ball, knallhart übers Hindernis gedonnert. 11 «La Montanara»singen die Fans des siegreichen. 12 Macht den Euro im Dreiländereck startklar. 13 Man kann, sagt man, sich auf sein Wort verlassen. 16 Weisses Pulver im Urin, doch nichts von Koka-in. 17 Was für Finnen die Weise, ist für von Breda und Dauber ein Lied. 18 Sie fliegt und schwimmt, mag Kälte und Meer und ist ziemlich schwer. 20 Sohn von arabischen Eltern. 21 Ein Ausflug hoch zu Ross, ist auch so ein Genuss. 22 Sie steht noch vor von Comburg und von Sachsen. 24 Den Säuen gemässes Gefäss. 26 Sie blüht und blüht und ist nicht nur bei Spiessern sehr beliebt. 28 Sitten, ganz städtisch und mit Savoir-vivre. 29 Einer schimpft den andern Sackträger. 30 Schafkopf, und was mit der Zeit daraus wurde. 32 Es hört auch in Australien gerne mit. 34 Dorf beim gleichnamigen Pass, Segantini lässt grüssen. 36 Der deutsche Verlag ist wirklich ein Bollwerk. 38 Nein, kein Klon, eher eine Rekonstruktion. 39 Machen Tourismusunternehmen oft mit Flugzeugen. 40 Die Herzöge von Gordon und ihre eigene Rasse. 41 Damit ist er bestimmt kein Utopist mehr. 42 Von Recto ist hier nicht die Rede, ganz im Gegenteil. 43 Womit Zaubern völlig ins Umgekehrte kippt. 44 Massive Masseinheit.

Senkrecht — 1 Ruhetag bei einer monotheistischen Religion. 2 Aus dem Meer stammend, zweifellos. 3 Der einstige deutsche Verteidigungsminister erinnert an eine Aufforderung. 4 Alpiner Rasen, wo deutsche Kühe grasen. 5 Das Leben ist zu lang, so der Levy. 6 Vielleicht ist die Vertiefung ja nur eine Illusion. 7 Legt man ihn hin, kommt man bestimmt schneller voran. 8 Der Italiener – wie ihn der Nanni zeigte. 9 Ein Gebiet hat meist mehrere davon. 10 Positiv gesehen: beständig, negativ: weiterhin im Krankenhaus. 11 Er rattert nur kurz durch die Luft. 14 Bohren in etwa, doch nichts von Handwerken. 15 Hölzern sind sie, klar, doch unbeholfen können sie nicht sein. 19 Ei und er ist bald gebrochen, besagt ein pessimistisches Sprichwort. 22 Paulus schrieb einen Brief an sie, wissen Bibelkundige. 23 Mediterran: kleiner Reis, grosses Gericht. 25 Da werden wir sogar ganz ohne verlegen zu sein ziemlich rot. 26 Es hat eine Kraft, die schier Unmögliches schafft. 27 Schuppen, doch keine haarige Sache. 28 Muntere Gesellen, die fliegenden Durchzügler. 30 Der verdammte Mist ist den Franzosen heilig. 31 Das Tannhörnchen ist eine des Eichhörnchens. 33 Flüssiges wird bei ihr immer kommentarlos weitergeleitet. 35 Einer entsprach in Riga entsprechend hundert Rappen. 37 Da steht man dann und fragt sich, wann man weiter kann.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 359

C	H	I	L	B	I		U	N	B	E	I	R	R	T	
A		R		J	A	R	N	O		L		O	A	U	
M	A	I	S	O	N		T	A	B	L	E	T	T	E	
P	I	N	I	E		B	E	H	A	E	L	T	E	R	
	R		G	R	U	E	N		R		L	I	N	K	
S	P	A	N	N		Q		L	I	N	I	E		I	
E	L	L	A		A	U	G	I	T		P	R	U	S	
G	A	L	L	O	N	E		V	O	R	S			N	
E	N	G		K	O	M	B	I	N	I	E	R	E	N	
L	E	A	S	E	N		L	A	I	T		O	B	J	
N		E		N	Y	S	E		S	U	R	S	E	E	
	Z	U		D	E	M		U	M	T	S		A	N	T

Waagrecht — 1 CHILBI 5 UNBEIRRT 11 JARNO (Ja, kombiniert mit Arno) 12 OAU (Organisation für Afrikanische Einheit) 13 MAISON (franz. f. Haus) 16 TABLETTE 19 PINIE 20 BEHAELTER 21 GRUEN 22 LINK 23 SPANN 25 LINIE 26 ELLA (Kurzform von Elisabeth und Eleonore) 27 AUGIT (von griech. augé, Glanz) 28 PRUS (-sien, f. Preussen, ein süsses Blätterteiggebäck, dt. Schweinsohr) 30 GALLONE (Mass in den USA und England, aber unterschiedlich) 32 VORS 34 ENG 35 KOMBINIEREN 39 LEASEN 40 LAIT 41 OBJ 42 NYSE (New York Stock Exchange, auch «Wall Street» genannt) 43 SURSEE (Gansabhaut am 11.11.) 44 ZUDEM 45 UMTS (Mobilfunknetz-System) 46 ANT (-wort)

Senkrecht — 1 CAMP 2 IRIN 3 BJOERN (Borg) 4 IAN (Fleming, erdachte James Bond) 5 UNTEN 6 NOAH 7 ELLE (franz. f. sie) 8 ROTTIER (weibl. Hirsch, auch Damtier) 9 RATEN 10 TUERKIS 14 AIRPLANE (Originaltitel des Filmes mit obgenanntem Titel) 15 SIGNAL 17 BARITONIST (Bariton und Ist-Zustand) 18 ELLIPSE 20 BEQUEM 23 SEGELN 24 ALLGAEU 25 LIVIA 27 ANONYM 29 UNEBEN 31 OKENE (überlebte letzten Dezember in Schiff auf Meeresgrund) 33 RITUS 36 BLEU (franz. f. Blau) 37 ROSA 38 NJET (russ. für nein)

Lösungswort — **BARBARENTUM**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL DAY-DATE



ROLEX



BUCHERER

1888

bucherer.com